ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

DRITTER BAND
1958/59

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENSKAPITELS 1958

REDEN UND GEDENKWORTE

HEINRICH WIELAND

4. 6. 1877 — 5. 8. 1957

J. Wreland.

Gedenkworte für

HEINRICH WIELAND

von

Georg von Hevesy

Heinrich Wieland wurde 1877 in Pforzheim geboren. Er trat in die Fußtapfen seines Vaters, der Chemiker war, und kam frühzeitig unter die Einwirkung der damals berühmtesten chemischen Schule, der von Adolf von Bayer. Die Zugehörigkeit zum Münchener Institut läuft wie ein roter Faden durch das Leben Heinrich Wielands. Er studierte an den Universitäten von München und Berlin und an der Stuttgarter Technischen Hochschule und führte seine Doktorarbeit in der ebenso strengen wie vorzüglichen Schule Thieles aus. Es waren das spartanische Zeiten, dem Doktoranden und späteren Privatdozenten Wieland stand am Münchener Institut ein äußerst bescheidener Arbeitsplatz zur Verfügung, auch die äußeren Lebensbedingungen waren karg, doch sprach Wieland sehr gerne von dieser Zeit, die er zu den schönsten seines Lebens zählte.

Bereits 1904 habilitierte er sich in München und wurde 1913 als Nachfolger Dimroths Leiter der organischen Abteilung am Münchener Institut. In diesen Jahren verließ Willstätter die Technische Hochschule in Zürich, um seine Stelle am neugegründeten Kaiser-Wilhelm-Institut in Dahlem anzutreten. Er empfahl Wieland als Nachfolger. Der Präsident des Schweizer Schulrates, der höchste Vertreter der eidgenössischen Unterrichtsbehörde, fuhr nach München, um mit Wieland eine Rücksprache zu halten. Er bekam den Eindruck, daß Wieland sehr verschlossen sei und eine Zusammenarbeit mit ihm schwierig sein dürfte. Der Eindruck war nicht richtig. Wohl war Wieland etwas zurückhaltend, er war Schwabe, doch zur kollegialen, ja zur herzlichen Zusammenarbeit durchaus geneigt. Seinem Schicksal kann man jedoch nicht entgehen. Wenn auch Wieland diesmal nicht Willstätters Nachfolger in Zürich wurde, so sollte er es doch später in München werden.

Im Kriege sahen wir Wieland an der Seite Fritz Habers in Dahlem. Anschließend kam ein Ruf an die Technische Hochschule in München. Hier wirkte Wieland nicht lange, denn er übernahm bald die Leitung des Chemischen Institutes der Universität Freiburg, wo er glückliche und außerordentlich erfolgreiche Jahre verbrachte.

Die Chemie ist eine Kombination von hochabstrakter Wissenschaft und reiner Kochkunst. Wielands Vorgänger, der vorzügliche Organiker Gattermann, hat die empirischen Erfahrungen, die bei der Darstellung organischer Verbindungen gewonnen worden waren, in einem Lehrbuch niedergelegt. Wieland hat dieses Buch weitergeführt und auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Sein Lehrbuch, das in den allerverschiedensten Ländern benutzt wird, ist in nahezu

hundert Auflagen erschienen und ein unerläßliches Hilfswerk des organischen Chemikers geworden.
Stickstoff enthaltende Verbindungen haben für den Organiker eine besondere Anziehungskraft und Wieland war keine Ausnahme. In dem Vortrag, den er nach der Übernahme des Nobelpreises über die Chemie der Gallensäuren hielt, erwähnte er, das Problem der Chemie der Gallensäuren erschiene in experimenteller Hinsicht wenig reizvoll. »Kein Stickstoff«, sagte er, »der der Bearbeitung der Alkaloide Anregung und Mannigfaltigkeit verleiht«.
Wieland hat sich zunächst viel mit stickstoffenthaltenden Verbindungen beschäftigt. Aus Quecksilber, Salpetersäure und Alkohol entsteht eine Substanz, die bei der leisesten Berührung mit heftigem Knall explodiert. Die Demonstration dieses Knallquecksilbers ist seit sehr vielen Jahren eine der Hauptattraktionen der chemischen Experimentalvorlesung. Wieland war jedoch der erste, der sich der Mühe unterzog, die chemischen Reaktionen, die zur Bildung des Knallquecksilbers führen, in allen Einzelheiten aufzuklären.
Eine besonders interessante Gruppe der Stickstoff enthaltenden Verbindungen sind die, die aus Pflanzen gewonnen werden und als gefährliche Gifte oder besonders wirksame Arzneimittel bekannt sind. Eines dieser Alkaloide, mit dem sich Wieland besonders eingehend beschäftigt hat, ist das Lobelin, das aus Extrakten aus der nordamerikanischen Lobeliapflanze gewonnen wird. Schon ganz geringe Mengen davon genügen, um die Atmungsorgane zu verstärkter Tätigkeit anzuregen. Sein Bruder Hermann hatte sich mit den pharmakologischen Eigenschaften dieser Verbindung beschäftigt und legte ihm nahe, die darin wirksamen Stoffe chemisch zu untersuchen.

Während seiner Tätigkeit in Freiburg glückte es Wieland, chemisch reine Präparate dieses äußerst wirksamen Stoffes zu isolieren, den er Lobelin nannte. Wielands Ergebnisse ermöglichten bald der chemischen Fabrik Böhringer, jenes Arzneimittel herzustellen, das sich von größter Nützlichkeit erwiesen hat und unter anderen zur Errettung Gasvergifteter unentbehrlich geworden ist. Über ein Jahrzehnt arbeiteten Wieland und seine Schüler erst an der Aufklärung der chemischen Konstitution und später an der Synthese dieser Substanz.
Substanzen von großem Interesse für Chemie und Pharmakologie hat Wieland auch aus der Krötenhaut gewonnen, die Herzgifte Bufotalin und Bufotoxin. Er konnte feststellen, daß die Konstitution des Bufotoxins der des Digitalis weitgehend ähnelt. Beide sind Herzgifte. In einem alten Volksmärchen heißt es, der rote Fingerhut sei aus dem Speichel der Kröte hervorgewachsen. Die Verwendung von sowohl Krötenhautextrakten wie von Digitalis als Herzstärkungsmittel bereits im Mittelalter dürfte die Grundlage dieses Märchens bilden, wie auch die Feststellung, daß Kröten im Gegensatze zu anderen Lebewesen gegen das Fingerhutgift immun sind. Wieland war es vergönnt, die wissenschaftlichen Zusammenhänge dieser Erscheinungen aufzuklären. Im Laufe dieser Arbeit mußten, um 20 Gramm des neuen Stoffes zu erhalten, die Giftdrüsen von 20000 Kröten ausgedrückt werden.
Ein Problem, das viele Jahre hindurch im Mittelpunkt von Wielands Interesse stand, ist das grundlegende biochemische Problem des Mechanismus der Verbrennungsvorgänge, die in der lebenden Materie vor sich gehen. Die Anschauungen, zu denen Wieland auf diesem Gebiete gelangte, waren Gegenstand sehr eingehender Diskussionen, die zur Förderung dieses wichtigen Gebietes in außerordentlichem Maße beigetragen haben.

Von den vielen bedeutenden Arbeiten Wielands waren womöglich die wichtigsten die über die Gallensäuren und die Aufklärung deren Struktur. Fette und Fettsäuren sind an sich in Wasser unlöslich und können vom Körper aus der Nahrung kaum aufgenommen werden. Hier greift die Galle helfend ein. Wieland isolierte Verbindungen, in denen jeweils ein Molekül Fettsäure von acht Molekülen einer Gallensäure, die als Salz wasserlöslich ist, umgeben war. Dadurch werden die Fettsäuren resorbierbar, sie können aufgenommen werden. Die Erforschung des chemischen Aufbaus der Gallensäure war eine meisterhafte Leistung. Sie nahm viele Jahre in Anspruch und forderte Wissen, Geschick, geniale Intuition und eine ungemeine Arbeit. Es war für Wielands Arbeiten von großer Bedeutung, daß gleichzeitig ein anderer genialer Organiker, Windaus, an der Aufklärung des Cholesterinaufbaus arbeitete und es sich dabei zeigte, daß Gallensäure und Cholesterin auf dasselbe Grundskelett zurückzuführen seien. Die beiden Arbeitskreise haben einander weitgehend gefördert und befruchtet.

Ich muß mich darauf beschränken, nur einige der zahlreichen grundlegenden Untersuchungen zu erwähnen, die Wieland ausgeführt hat.

Seine letzte Untersuchung war die der bunten Farben der Schmetterlingsflügel. Die notwendigen Bestandteile zur Bildung des Farbstoffes nimmt die Raupe mit der Nahrung auf. Aus dieser Raupennahrung entsteht die Farbe in den letzten Tagen des Puppenzustandes. Geht die Schuppenfarbe verloren, so kann sie der Schmetterling nicht mehr ergänzen. Zur Isolierung von 40 g Schmetterlingsweiß, um dessen Struktur ermitteln zu können, mußten die Flügel von 200000 Kohlweißlingen verwendet werden. Dieser Aufklärung folgte ihre

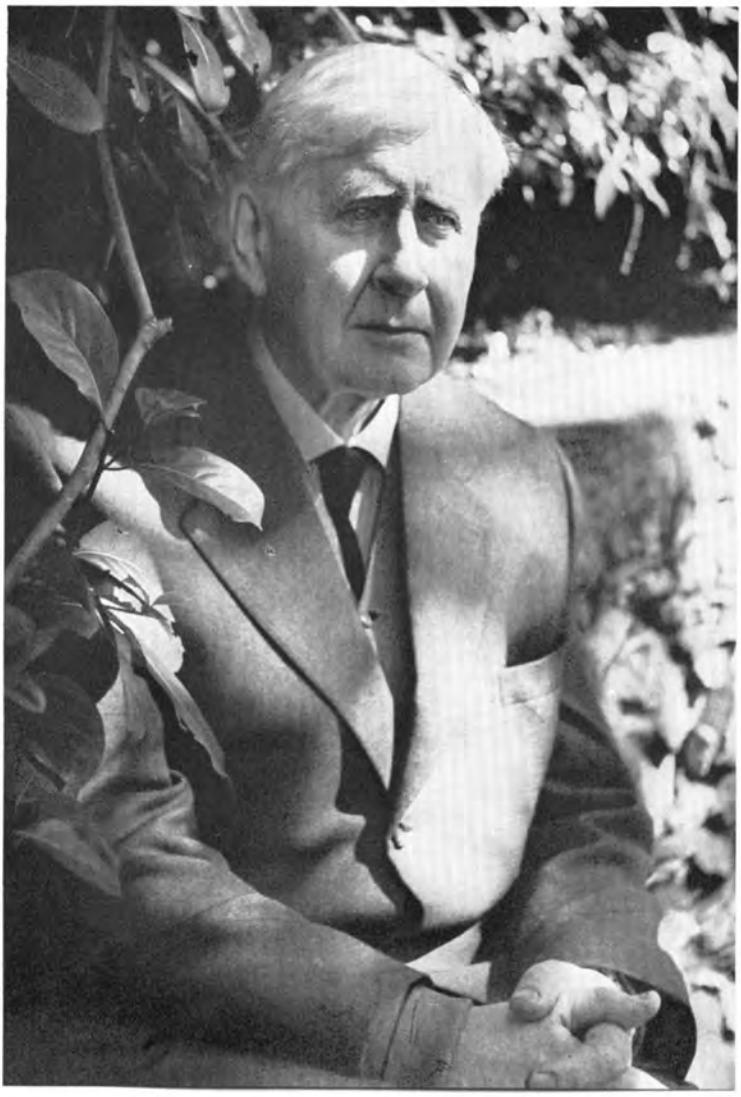
Synthese. Es war das auch eine Großleistung der organischen Analyse und Synthese.

Man kann nicht anders als mit der größten Bewunderung das Leben und die Leistungen Heinrich Wielands überblicken, Leistungen, die außer einer ungemeinen Beobachtungs- und Kombinationsgabe und einer genialen Intuition auch ein Riesenwissen erforderten, das zu erwerben wiederum ein fabelhaftes Gedächtnis gepaart mit einer fast grenzenlosen Arbeitskraft voraussetzte.

Der Lebensabend Wielands war nicht frei von Sorge und Kummer. Das seinem Herzen nahestehende Institut und sein Wohnhaus wurden im Kriege zerstört, sein naher Kollege und Hausgenosse Hönigschmid nahm ein tragisches Ende, sein Augenlicht begann nachzulassen und eine Verschlechterung der Sehkraft konnte vorausgesehen werden. Doch fehlte es auch an Freude nicht, sein Institut ist unter der Leitung eines seiner Schüler wiedererstanden und die Leistungen seines Sohnes und Schwiegersohnes auf dem seinem Herzen so nahe liegenden Gebiete haben ihn erfreut. Wieland verließ uns in seinem einundachtzigsten Lebensjahre, mit ihm ging ein ganz hervorragender Mann und ein Chemiker von Gottes Gnaden ins Grab.

KARL REINHARDT

14. 2. 1886 – 9. 1. 1958



Karl Reinhardt

Gedenkworte für

KARL REINHARDT

von

Werner Jaeger

Aus der Ferne meiner zwanzigjährigen amerikanischen Wirksamkeit, besonders während der katastrophalen Jahre der Weltentzweiung und deutscher Absonderung, war es nicht leicht, dem Weg meiner alten deutschen Freunde und Mitforscher zu folgen; daher war es ein Glück für mich, daß ich Reinhardt jung gekannt hatte und der Tiefe seines Wesens und Gemüts einmal nahe gekommen war. Menschen, die in frühen Jahren die gleichen Helden verehrt und in der gleichen Sphäre ihre Form gefunden haben, können sich auch bei später getrennter Lebensbahn und Entwicklung nicht ohne tieferes Verständnis gegenüber stehen. Jener frühe Eindruck, den ich im Reinhardtschen Hause in Berlin-Steglitz von dem Vater gleichen Namens, dem bekannten Gymnasialreformer und Ministerialrat, und dem hochbegabten, doch eher stillen Sohn empfing, der des Vaters hohe wissenschaftliche

Erwartungen bald in ungeahntem geistigen Aufstieg übertreffen sollte, hat sich mir mit der dauernden Kraft eines Erlebnisses eingeprägt, und ich konnte ihm von da an nur bewundernd folgen.

Zu der Zeit, als ich ihn in seinem Elternhause besuchen durfte, bewegte unser Gespräch sich um seine ausgezeichnete Doktorarbeit »De Graecorum theologia capita quattuor«, die sich unter anderem mit der spätantiken, allegorisch-theologischen Homererklärung beschäftigte. Doch daneben erwuchsen schon die Ideen seines bedeutenden ersten Aufsatzes über die Behandlung der ägyptischen Religion bei Hekataios von Abdera, dessen verlorenes Werk aus Diodors Geschichte noch zum Teil zu rekonstruieren ist. Als gelernte Philologen zergliederten wir stundenlang den Diodortext, auf dem sich seine Schlüsse aufbauten, um sie auf ihre Haltbarkeit zu prüfen. Später sollte sich Reinhardts Forschung oft in weitesten Zusammenhängen bewegen, aber seine Arbeit erwuchs auch später, wenn nicht aus Textkritik und -analyse, so doch stets unmittelbar aus der tiefen Versenkung in die Texte.

Es war aber schon damals deutlich, daß neben der philologischen Tradition noch andere Einflüsse bei ihm wirksam waren. Sein geistreicher Schwager, der bekannte Psychiater Kurt Hildebrandt und ein großer Leser Platos, war in seiner Betrachtungsweise tief von Stefan George bestimmt, und das neue Verhältnis zu Literatur und Kunst, das von diesem Kreise ausstrahlte, sollte später Reinhardts Fragestellung und seine Behandlung literarischer Probleme und Gestalten des Altertums stark bedingen. Doch letzten Endes wirkte in ihm Nietzsches Geist, der gegen die Kathederphilologie rebelliert und sich, von dieser befeindet, dann von ihr abgekehrt hatte, je mehr er über die Dimension ihrer Probleme hinausstrebte.

Reinhardt ist nicht den Weg des Propheten oder Dichters gegangen. Er blieb beim Altertum und sogar bei den Philologen, doch er blieb nicht bei den Fragestellungen und Methoden des 19. Jahrhunderts stehen. In dieser Art der Selbstbegrenzung sollte er, der zu allem fähig war, sein Höchstes leisten.

Reinhardt ging leider bald von Berlin weg und habilitierte sich in Bonn, wo sein Vater einst studiert hatte und ein Mitglied des Bonner Kreises um Usener und Bücheler gewesen war. Sein erstes Buch erschien dort, der *Parmenides* (1916). »Haben Sie schon Reinhardts Buch gesehen?« fragte mich Wilamowitz in fast erregtem Ton, als ich ihn besuchte. Er schien immer auf ein Zeichen zu warten, ob und wie die Wissenschaft vom Altertum, die er und seine Altersgenossen in heroischer Lebensarbeit neu aufgebaut hatten, in der kommenden Generation weitergehen sollte. Er erkannte sofort die bedeutende Leistung. Die Vorliebe des jungen Gelehrten für den am schwersten verständlichen und herbsten unter den vorsokratischen Denkern, dessen Fragmente noch voller Rätsel steckten, war in hohem Grade charakteristisch für seine Wahl. Der philosophische Tiefsinn des alten Eleaten, noch in den Schleier der Dichtung gehüllt, war, was ihn anzog; seine Deutung widersprach von der ersten Seite kühn der seit Diels grundlegendem Werke herrschenden Ansicht von der Zeitfolge und Entwicklung der frühen griechischen Denker.

Umwertungen ganzer Persönlichkeiten wurden hier vollzogen. Alles wirkte revolutionär, manches stieß natürlich auf Widerspruch, aber ein Umlernen begann unter dem Zwang tief eindringender Interpretation der erhaltenen Reste. Der Eindruck der Originalität war unleugbar. Alles im vorsokratischen

Raum erstrahlte in neuer Frische und geriet wieder in Bewegung. Und das ist mit Reinhardts Büchern so geblieben bis zu dem letzten, was er geschrieben hat. Der Stempel des Genialen war allem, was er angriff, aufgedrückt. Es hatte Größe und Ursprünglichkeit und verriet einen Forscher ganz unkonventionellen Schnitts, von einer Eigenart, die auch vor Eigenwillen nicht zurückscheute: Er war im tiefsten Grunde seiner selbst gewiß und daher seines Weges sicher. So trat er ein in die wissenschaftliche Welt mit einer seit Erwin Rohde so nicht gekannten Einheit philologischer Schulung und intensiver geistiger Durchdringung des Gegenstandes, die stets an Neuschöpfung grenzte und darin etwas im Bereich rationaler philologischer Methodik so nicht Erhörtes, Geheimnisvolles hatte.

Man vernahm aus Bonn in dem verstandeshellen Berlin erstaunliche Einzelheiten über Reinhardts Lehrtätigkeit. Der junge Privatdozent, von großer Gestalt und bedächtigen Bewegungen, zurückhaltender Art der Äußerung, aber heiterem Humor, konnte plötzlich mitten in der Vorlesung innehalten und eine Weile sinnend und schweigsam dreinschauen, bis die Inspiration kam oder der treffende Ausdruck gefunden war, aber niemals war er mit leerem Gerede eine Pause zu füllen bemüht. So wurde er uns geschildert, auch bei öffentlichem Vortrage. Er hatte den Mut zu sich selbst, doch das ehrwürdige Publikum staunte.

Sein Erfolg als glänzender Lehrer blieb ihm bis in sein Alter treu. Er wirkte später als Professor an den Universitäten Frankfurt am Main und vorübergehend Leipzig, dann dauernd in Frankfurt. Die Hörer hatten das Gefühl, der unmittelbaren Selbstmitteilung einer bedeutenden Individualität beizuwohnen. Als solche erschien er auch in seinen Büchern und

im persönlichen Verkehr. Und es ist diese Seite, die er auch an den großen Alten mit Vorliebe suchte und zu erfassen wußte. Die Schriftsteller des Altertums waren für ihn nicht eine Reihe mehr oder weniger gleichförmiger klassischer Gestalten, sondern alles Menschen eigener Prägung. Er bekundete darin den Einfluß der von Wilamowitz in der Altertumswissenschaft heimisch gemachten historischen Sehweise, die er noch zuletzt stark betont hat. Trotz vielfachen Widerspruchs gegen diesen seinen Meister und trotz der mehr literarisch gearteten Geistigkeit Reinhardts ist er dennoch im Großen dessen Spur gefolgt, und das letzte, was er geschrieben hat, eine kurze Würdigung von Wilamowitz für die »Deutsche Biographie«, gipfelt in einem offenen Bekenntnis zu der unerreichten wissenschaftlichen Größe dieses Mannes. Es wäre unrichtig zu sagen, daß Reinhardt eigentlich kein Mann der Philologie und der Wissenschaft vom Altertum gewesen und nur durch die hinreißende Persönlichkeit von Wilamowitz bei der Stange gehalten worden sei. Trotz höchster Eigenart und faszinierender Subjektivität in all seinen Äußerungen verdankte er der wissenschaftlichen Schulung seines Geistes und Charakters weit mehr und weit Höheres, als dem bloß ästhetisch-genießenden Teil seiner Hörer bewußt sein mochte. Man könnte sagen, daß Reinhardts Werk als Gelehrter der Versuch ist, die Lebensnähe und den Realitätssinn seines Lehrers Wilamowitz mit der durch die Krisen und Erneuerungen des ersten Vierteljahrhunderts innerlich umgewandelten Geistesform zu durchdringen und dadurch in einem wahrhaft humanistischen Sinne sich zu eigen zu machen.
Denn trotz gelegentlicher kritischer Seitenblicke auf das, was er etwas ungeduldig Programmhumanismus nannte, gehörte er doch ganz unserer Generation an und war von dem gleichen

Ethos erfüllt, wie jeder sich erinnert, der an den regelmäßigen, von ähnlichen Ideen bewegten Zusammenkünften seiner Altersgenossen in Weimar, später in Naumburg, teilgenommen hat. Dort traf ich ihn zum zweitenmal in unserem Leben mehrere Jahre hindurch. Obwohl er sich meist schweigend verhielt und an unseren praktischen Sorgen um die Neugestaltung des deutschen Erziehungswesens kaum tieferen Anteil nahm, herrschte doch Einigkeit in der humanistischen Grundhaltung. Zu ihr hat er sich noch vor wenigen Jahren in diesem Kreise in seinem schönen Nachruf auf den Archäologen Ludwig Curtius im Rückblick auf jene fruchtbare Zeit vor der politischen Katastrophe der dreißiger Jahre erneut bekannt.

Es war damals, daß die Geisteswissenschaft und die Literatur und Kunst der Zeit sich wieder einander näherten und auch innerhalb der Geisteswissenschaft die Klüfte zwischen den Fachdisziplinen überbrückt wurden. Reinhardt hat stets offenen Blickes die Errungenschaften anderer Fächer wie der Kunstgeschichte, der Germanistik oder der Romanischen Philologie zu würdigen und von ihnen zu lernen gewußt. Was dort vor sich ging, waren für ihn keine bloßen Namen; mit dem Lebenswerk eines Heinrich Wölfflin, Karl Voßler, Ernst Robert Curtius oder Friedrich Gundolf, wie mit den philosophischen Führern seiner Zeit hat er sich innerlich auseinandergesetzt. Er war ein lebendiger Mensch seiner Generation und ein Geist von universaler Weite. Er hat daher auch für andere Nationen und deren Kultur ein eignes Verständnis gehabt und hat bei seinen Besuchen im Ausland, in Oxford und Amerika, als Persönlichkeit starken Eindruck gemacht.

In den Werken seiner Reifezeit, dem monumentalen »Poseidonios« und dem Buche »Kosmos und Sympathie«, den

»Platonischen Mythen« und dem großen Sophoklesbuch vollendet sich seine Gestalt als Forscher und Deuter der antiken Geisteswelt. Zum Ausgangspunkt war ihm dabei die innere Form der Individualität geworden, die er in ihren Äußerungen als die Einheit von Stil und Gedankenform suchte, wie er sie in sich selbst fand und zur Bewußtheit erhob. So kam es, daß in jenen Büchern zugleich auch seine eigene Person Gestalt gewann. Es lebte in ihm, dem Gelehrten, ein Künstler und Schriftsteller von hohem Rang. Aus dieser seltenen Verbindung flossen auch seine Erkenntnisse.

Hinter all dem aber lag die religiöse Dimension seines Geistes, die überall, doch am schönsten in seinem »Sophokles« zum Ausdruck drängte. In dem letzten seiner größeren Werke hat Reinhardt sein als Achse durch seine Forschung laufendes Formprinzip nicht nur auf eine einzelne Gestalt, sondern auf die Gesamtheit der griechischen Literatur angewandt. Statt uns eine im stofflichen Sinne systematische Literaturgeschichte zu geben, was ihm völlig fernlag, nahm er seinen Weg durch die Jahrhunderte von Homer bis in die klassische Zeit unter dem bezeichnenden Titel »Von Werken und Formen«. Das Buch hat auch in nicht fachlichen Kreisen weiteste Verbreitung gefunden. Es führt ihn zu immer konsequenterer Anwendung seines Formgedankens auf verschiedene Erscheinungen und Persönlichkeiten der griechischen Literatur. Auch in der Art seiner Betrachtung der griechischen Philosophie zeigt sich die Abneigung Reinhardts gegen alles Systematische, sei es die Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung in ihrer Gesamtheit, wie es für die Philosophiegeschichte älteren Stils seit Hegel charakteristisch war, sei es gegen die Analyse der logischen Struktur eines Gedankensystems, obgleich ja auch das Form im höchsten Sinne ist. Doch wie Nietzsche es vor

ihm getan hatte, bevorzugt Reinhardt die seelische Form des Denkers und was an ihr für seine Individualität bezeichnend ist. Seine Art wird mehr und mehr zur eignen Methode, aber ihre Handhabung bleibt doch stets sein persönliches Charisma, unnachahmbar.

Ich habe Reinhardt hier notgedrungen nur aus dem Abstand zu sehen vermocht, der es mir unmöglich macht, tiefer in das Persönlichste einzudringen, in dem fraglos der Zauber seines Wesens lag und den die mit Entzücken spürten, die ihm als Freunde oder Schüler nahe kamen. Er war ein inkommensurabler Geist, sui tantum similis. Als solcher gehört er nicht nur der Philologie an, sondern der Geschichte des Geistes unserer Zeit. Wenn die Klassische Philologie aus dem Bilde der deutschen Kultur auch heute nicht wegzudenken ist, so ist das nicht zuletzt Karl Reinhardt zu danken.

ENNO LITTMANN

16. 9. 1875 — 4. 5. 1958

E. Littmann.

Gedenkworte für

ENNO LITTMANN

von

Erich Haenisch

Vor zwei Monaten, am 4. Mai, schloß Enno Littmann die Augen in Tübingen, der Stadt, die ihm drei Jahrzehnte lang der Wohnsitz war, dreiundachtzigjährig nach einem Lebensweg voll Mühe und Arbeit, bestrahlt von Erfolg und Anerkennung, aber auch beschattet vom Schicksalsschlag. Wie könnte es anders sein? — Schwer wiegt der Verlust für die treue Lebensgefährtin und die Familie, für unseren Orden, für die deutsche Wissenschaft, in der er ein Führer war, und besonders für die Orientalistik, zu deren Größen er gehörte. Seiner Bedeutung für unseren Orden sind wir uns bewußt: Als vor sechs Jahren unser Bundespräsident den Entschluß faßte, den Orden wieder zu erwecken, übernahm Enno Littmann als eines der drei überlebenden Mitglieder, schon in hohem Alter, willig den Auftrag des Neuaufbaus und danach noch für drei Jahre das Kanzleramt, das als Letzter Max Planck geführt

hatte. Weise, vornehm und gütig, so bleibt er uns unvergeßlich.

Die Daten seines Lebens seien kurz genannt: Geboren in Oldenburg in der kinderreichen Familie eines Buchdruckereibesitzers, nach Abschluß des humanistischen Gymnasiums Studium der Orientalischen Philologie in Berlin, Greifswald und Halle bei Prätorius, Jakob und Dillmann, Promotion im Jahre 1898 in Halle mit einer Arbeit über das Verbum der Tigre-Sprache, einer altertümlichen semitischen Sprache Abessiniens. Bestimmend für seine Arbeitsrichtung wurde die Lehrzeit bei dem großen Orientalisten Theodor Nöldeke in Straßburg und die Teilnahme an zwei amerikanischen Expeditionen, nach Syrien und Palästina, danach die Leitung der Deutschen Abessinienexpedition in Aksum 1905/6. Seine Lehrtätigkeit brachte ihn, nach einem Lehramt in Princeton USA, auf die Lehrstühle von Straßburg, Göttingen, Bonn und schließlich im Jahre 1921 nach Tübingen, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1951 wirkte. Eine ungewöhnlich lange und ersprießliche Unterrichtszeit! Erwähnt man dazu, daß er noch nach dem letzten Kriege unsere alte Deutsche Morgenländische Gesellschaft leitete, Ehrungen in reichem Maße erhielt und die Mitgliedschaft vieler in- und ausländischer Akademien besaß, an der Universität und Bibliothek in Kairo ein hochgeehrter Gast war und sich ob seines tiefen Wissens und lauteren Wesens der Freundschaft und Achtung der großen Fachkollegen erfreute, insbesondere auch der Zuneigung des abessinischen Herrschers, so wäre damit sein äußerer Lebensgang gekennzeichnet. Seiner Arbeit und seinen Leistungen gerecht zu werden, ist nicht leicht für jemand, der dem Fache ferner steht. — Der Orient ist weit! — Schon die Zahl der Publikationen, epigraphischen, sprachlichen

und volkskundlichen Inhalts ist erstaunlich. Und dazu trat ja die Arbeit im Felde, auf den Expeditionen, die doch oft anonym geleistet wird. Wie kam Littmann zur Orientalistik? – Durch sprachliches Interesse, wie das die Regel ist. Schon als Schüler trieb er außerhalb des Unterrichts liegende Sprachen, beschaffte sich eine arabische und persische Grammatik! — Ein Orientalist galt ehedem Vielen als ein verschrobener, geheimnisvoller oder gar unheimlicher Mensch. Was konnte er schon mit seinem Studium anfangen? — Die sogenannte akademische Laufbahn zeigte ihm in nebelhafter Ferne einen der spärlichen Lehrstühle und bis dahin, da der Privatdozent unbesoldet war, einen langen dornenvollen Weg über den Pfarr-, Schul-, Bibliotheks- oder Museumsdienst, auf welchem Lehr- und Forschungsarbeit außerberuflich zu betreiben war. Oder der Weg führte ins Ausland. Nur wenigen, schon in der Jugend durch Leistungen Ausgezeichneten gelang die frühe Gewinnung einer Professur. Enno Littmann gehörte zu diesen wenigen. Er war ein echter Philologe alter Art, voll Liebe zur äußeren Form der Sprache sowohl wie zu ihrem inneren Leben. — Warum erschienen denn uns Älteren, deren Studienzeit noch bis ins vorige Jahrhundert zurückreicht, unsere Lehrer so besonders groß und vertrauenswert? – Weil sie ihr ständig wachsendes Lehrfach noch zu umfassen trachteten, den Studenten, um im Vergleich zu sprechen, darauf hinwiesen, daß man ohne Cicero und Tacitus nicht zum Lateiner wird, ihn von vorzeitiger Spezialisierung zurückhielten. Die Zuwendung zum Sondergebiet fügte sich dann von selbst. So war es bei Littmann: Von Hause aus umfassender Orientalist, wurde er, durch die Schulung bei Nöldeke und die Expeditionen, zum großen Spezialisten, auf zwei Gebieten zum bedeutendsten: der abessinischen Sprachen

und der semitischen Epigraphik, der Inschriftenkunde. Noch bis zu seinem Tode arbeitete er an einem Wörterbuch der Tigre-Sprache. Und hätte er die aufschlußreichen Inschriften aus dem vorderasiatischen Sprachgewirr nicht nur graphisch entziffern sondern auch sprachlich und inhaltlich bestimmen und bearbeiten können, wenn er eben nicht die feste philologische Grundlage besessen hätte? Welche Entdeckerfreude muß er gefühlt haben, als er im Berliner Münzkabinett durch eine Münze seine aus der Forschung gewonnene These von der Einführung des abessinischen Christentums um die Mitte des 4. Jahrhunderts bestätigt fand: Das Bild des Königs Ezana mit den Symbolen des alten Heidentums Mondsichel und -scheibe neben dem Christenkreuz! — Außer der Arbeit aus Büchern und Inschriften gab es noch volkskundliche Forschung und Aufzeichnung von Märchen und Erzählungen. Nächst dem großen Expeditionsbericht von Aksum steht als bekanntestes Werk wohl die Gesamtübersetzung der Märchen von 1001 Nacht aus der Calcuttaer Ausgabe 1839, in 6 Bänden 1921/28 im Inselverlag erschienen, als beste deutsche Übersetzung anerkannt. Wer ein solches Werk herausbrachte, mußte nicht nur ein Meister der arabischen Sprache sein, er mußte sich auch in Volkstum und Geschichte auskennen, wie sie sich in den Märchen widerspiegelt, der Khalifen- und der Mamelukenzeit, als arabische Heere Spanien eroberten und in Innerasien mit Türken und Tibetern kämpften, die chinesischen Kaiser arabische Truppen in ihren Diensten hielten, arabische Kaufleute über See und Land in das Reich Tschin gelangten und in der Millionenstadt Tschang-an staunend zu den vergoldeten Dächern des Kaiserpalastes aufschauten und später Araber in Scharen als Beamte in das mongolische Chinareich einströmten. Und was Littmann aus den Büchern

gelesen, was er im Lande geschaut hatte, das flocht er in seinen Unterricht ein, wenn er in seiner Tübinger Studierstube zwischen Bücherstapeln den Hörern sein Wissen vermittelte. Was aus dem Text, in strenger Interpretation geschaffen, doch immer nur eine Zeichnung in schwarzweiß sein konnte, erhielt nun farbiges Leben! Welcher Gewinn für seine Studenten, die ihm, dem Lehrer und dem Menschen, eine herzlich dankbare Erinnerung bewahren! — Und das Morgenland? — Daß der Fremde draußen die Landessprache spricht, ist nichts Seltenes. Wenn es aber heißt: »Er spricht mit unseren Gelehrten, er liest unsere Schriften«, dann horchen die Leute auf: »Und das hat er in seiner Heimat gelernt!« Der Orientale hat ein langes Gedächtnis. Vielleicht daß noch später einmal draußen an einen deutschen Besucher ein Eingeborener herantritt: »Vor vielen Jahren ist einst ein großer Gelehrter deines Volkes hier gewesen!« Und er nennt den Namen des Verstorbenen. — »Er las unsere Bücher. Es war ein weiser Mann. Und er verstand unsere Art. Er hatte ein gütiges Herz.«

REDE VON
PAUL SCHMITTHENNER

PAUL SCHMITTHENNER

TRADITION UND FORTSCHRITT IN DER BAUKUNST

Gemeinhin verstehen wir unter Tradition die Überlieferung geistiger Bestände von Generation zu Generation. Wenn in der Überlieferung die Bestände, der Besitz, gepflegt, gewahrt und gemehrt wird, liegt darin das Wesen der Kultur. Oswald Spengler sagte:

»Kultur ist Überlieferung. Je tiefer die Form, desto langsamer reift sie. Ohne Überlieferung ist man Barbar.« Kultur in diesem Sinn ist also kein Zustand der Ruhe, sondern langsames Wachstum und Reifen durch tätige Überlieferung. Fehlt solche lebendige Überlieferung, so ist Stillstand und in dessen Folge langsamer Zerfall des Bestandes. Was nicht unterhalten und gepflegt wird, zerfällt.

Die stärkste Kraft, die auf die Erhaltung des Bestandes geht, ist die Gewohnheit. »In der Gewohnheit liegt des Menschen einziges Behagen«, lesen wir im Wilhelm Meister, und »Was man gewohnt ist, bleibt ein Paradies«, steht im Faust II. Doch nicht nur einziges Behagen und paradiesisches Sein

ruhen in der Gewohnheit, auch Sitte und Gesittung wachsen aus diesem breiten Grund.
Doch auch die Gewohnheit ist ein Lebendiges und darum dem natürlichen Wandel unterworfen, und sie wandelt sich in der Überlieferung. An der Gewohnheit hält der Mensch fest, bis Notwendigkeit, Erkenntnis, Begabung und Übung das Gewohnte verändern. Das Neue aber, das entsteht, wächst immer aus dem Grund des Alten. Es gibt nichts absolut Neues. So das Neue aber ein Besseres, ist Fortschritt. Fortschritt ist nur, was dem Menschlichen dient.
So betrachtet sind Tradition und Fortschritt nicht zu trennen, sie sind nicht Gegensatz, sondern Ursache und Wirkung.
Die Gewohnheit ist der Widerstand, der den zu raschen Ablauf des Geschehens regelt, die Überlieferung ist die Kraft, die den Gang weitertreibt, und der Fortschritt zeigt den Stand der Entwicklung. Das entstehende Neue wird aber wiederum Gewohnheit und Sitte, deren Dauer und Gültigkeit abhängt von der Kraft, die ihr innewohnt. Die Baukunst war noch immer der sicherste Gradmesser für die Kultur, für die geistige Haltung einer Zeit und eines Volkes, denn in ihr spiegelt sich Gewohnheit und Sitte in den Gezeiten.
Was ist Baukunst? »Die Not lehrt den Menschen beten«, sagt man, sie lehrte ihn aber früher noch bauen. Sich vor den Naturgewalten und den von der Natur gesetzten Feinden zu schützen, führte den Menschen zum Bauen. Der erste Mensch, der vier Pfähle in den Boden trieb und ein Dach darüber setzte oder Steine häufte zur schützenden Mauer, erfüllte eine Notwendigkeit, um die Not von sich zu wenden. So ist Ursprung und Sinn allen Bauens zuerst die Erfüllung von Notwendigkeiten.
Wo die erfüllte Notwendigkeit aber mehr ist als niedere Notdurft, erst da beginnt Bauen zur Baukunst zu werden. Erst im

gesicherten Sein regt sich im Menschen das höhere Bewußtsein und dann erst gestaltet er. Darum steht die Baukunst am Anfang und wurde darum die Mutter der Künste.

»Das Nützliche und Notwendige, so gut es an sich ist, wird widrig, wenn es ohne Anstand und Würde auftritt und dazu hilft allein die Schönheit«, sagte Karl Friedrich Schinkel. Was aber ist Schönheit, Schönheit im Bauen? Die Schönheit, das Ästhetische, das was wir bestaunen, versteht sich in der Baukunst am Schlusse von selbst, sie kommt oder sie kommt nicht. Der rechte Baumeister wird deshalb nie bewußt mit dem Ästhetischen beginnen, denn für ihn steht am Anfang die Notwendigkeit und das Stoffliche, jener gerecht zu werden.

Die Schönheit aber, Anstand und Würde, das zwecklos Schöne, entsteht, so wir wissen um das Zwecklose höherer Art und das ist ja Kunst, Kunst, die ewige Hoffnung des Menschen, sich dem Göttlichen zu nähern. Der Schönheitsbegriff, den ein Volk sich setzt, ist der Ausdruck seiner Gesittung und wird am zuverlässigsten sichtbar in der öffentlichsten aller Künste, in der Baukunst.

Im Bauen erbauen wir uns, erbaut sich der Einzelne und erbauen sich die Völker. Durch das Bauen gestaltet der Mensch die Landschaft, verändert er allein das Bild der Erde, der Bauer und der Erbauer menschlicher Bedürfnisse. Bauen ist gestaltete Notwendigkeit, durch deren Darstellung der Mensch seinem höheren Bewußtsein dauernden und sichtbaren Ausdruck verleiht. »Der Mensch allein vermag das Unmögliche, er kann dem Augenblick Dauer verleihen.« Im Bau seiner Wohnung, der menschlichsten aller Bauaufgaben, stellt er seine Gewohnheit dar, im Bau der Dörfer und Städte seine Fähigkeit zur Gemeinschaft. Gewohnheit und Gemeinschaft sind der Maßstab für Sitte und Gesittung.

Die Arbeit des Architekten ist, Ordnung zu schaffen — Ordnung in eine Reihe sozialer, wirtschaftlicher und technischer Notwendigkeiten und diese Ordnung in Schönheit zu gestalten. Ordnung ist die Mutter der Schönheit.

Die Historie hat uns die Epochen der Baugeschichte aufgezeichnet und rückschauend in Stile geordnet.

»Stil ist geistige Haltung und der Ausdruck der Geschlossenheit der gesamten Lebensäußerungen einer Zeit und eines Volkes.« In langsamer Entwicklung wandelte sich der formgewordene Geist, wandelten sich die Notwendigkeiten. Nicht wandelte sich in Jahrhunderten das Gesetz von Stoff und Form und das Gesetz des Maßes und nicht riß ab die Überlieferung in unserem Sinne.

Bis zum Klassizismus sicherte die Tradition das stille Weben und Wachsen in Jahrhunderten, so verschieden auch die Blüten und Früchte darin uns erscheinen. Dieses organische Wachsen wird jäh unterbrochen, zum ersten Mal durch die uns zugewachsenen kunsthistorischen Erkenntnisse mit ihrer reichen Fülle an geprägten Formen, und zum andern Mal durch die neuen technischen Erkenntnisse mit ihrer noch größeren Fülle an ungeprägten Formen. Das technische Jahrhundert beginnt und mit ihm die Erschütterung der alten Welt. Tradition in der Baukunst ist jetzt nicht mehr Überlieferung geistiger und künstlerischer Erkenntnisse, sie wurde zum rückwärtsschauenden Formalismus.

Der Rausch des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts beherrscht die Welt. Dieser Fortschritt bringt aber, wenigstens in der Baukunst, zunächst kein Besseres. Denken Sie an das Bauen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, denken Sie an die Mietskasernen und Elendsquartiere der wachsenden Großstädte!

»Fortschritt ist nur, was dem Menschlichen dient!«
Noch einmal muß ich Goethe zitieren. Sich auf ihn zu berufen, ist immer noch, so meine ich, eine gute und nützliche Tradition. Goethe sieht die neue Entwicklung und ihre Gefahren. 1825 schreibt er an Zelter:
»Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach sie strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Eigentlich ist es das Jahrhundert der fähigen Köpfe, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, aus der wir herkamen, wir werden vielleicht mit Wenigen die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt.«
Seit Goethe sind die warnenden Stimmen gegen die Entwicklung in diesem technischen Zeitalter nicht verstummt und gerade in unseren jüngsten Tagen sind sie eindringlicher geworden denn je zuvor. Die bedeutendsten Denker und Philosophen, in Sonderheit die Naturwissenschaftler, erhoben ihre Stimme gegen die Gefahren, die durch den Mißbrauch ihrer Forschungsergebnisse drohen für Mensch und Natur. Auch diese Forschungsergebnisse entstanden in der Tradition, in der Überlieferung und Mehrung eines geistigen Bestandes und sollten als Fortschritt dem Menschlichen dienen und nicht gegen den Menschen gerichtet sein. Wir leben in einem unerhörten Umbruch aller Werte. Hat die Tradition in unserem Sinne darin noch einen Platz? Wir kennen ein Wort von Novalis:
»So nötig es vielleicht ist, daß in gewissen Perioden alles in Fluß gebracht werde, um neue notwendige Mischungen

hervorzubringen und eine neue, reinere Kristallisation zu veranlassen, so unentbehrlich ist es ebenfalls, die Krisis zu mildern und die totale Zerfließung zu behindern, damit ein Stock übrig bleibe, ein Kern, an dem die neue Masse anschließt und in neuer, schöner Form sich um ihn her bilde.«

Welcher Kern ist noch übrig, daran die neue Masse sich anschließen und die totale Zerfließung verhindern kann? Nur noch die Besinnung auf unsere Herkunft und das Zurückfinden zu Ordnung und Vernunft könnte der Kern sein. Die Herkunft ist ein Bestand, die Ordnung ist ein Naturgesetz und die Ratio, die Vernunft, ist die Fähigkeit, alle Dinge in einen ganzheitlichen Zusammenhang einzuordnen. Was zeigt uns der Spiegel, den wir der Baukunst unserer Zeit vorhalten?

Das Bauen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt Zerfall des Bestandes aus mangelnder Ordnung und Vernunft. Denken Sie an die heillose Entwicklung unserer Großstädte und an die Zerstörung von Stadt- und Dorfschönheit. Der Zerfall im Bauen rief so um 1900 Kräfte zur Gesundung auf den Plan. Dem hilflosen, rückwärtsblickenden Formalismus der Stil-Imitation trat entgegen der Wille zur Einfachheit und Wahrhaftigkeit. Tradition als unmittelbare Überlieferung eines Bestandes war in der Baukunst nicht möglich, da jeder Bestand fehlte. So mußte man zurückgreifen auf die feste und zuverlässige Grundlage des Handwerks, die noch vorhanden, aber vergessen war. Wohlverstanden das Handwerk, nicht die Form! Die damalige Besinnung ist mit dem Wort »Deutscher Werkbund« benannt. Die besten Kräfte fanden sich in ihm zusammen. Es war nicht nur der erste Schritt, die uns gemäße Form zu finden, es war der großartige Gedanke, die sich widerstrebenden Kräfte in Kunst, Technik, Handwerk und Industrie in ganzheitlichen Zusammenhang einzuordnen.

Wenn man die Namen der Architekten nennen will, die den mutigen Schritt zur Erneuerung taten, so steht leuchtend an erster Stelle Heinrich Tessenow, der Zimmermannssohn aus Mecklenburg.

Es gehörte Mut dazu, den alten Zierat abzuschlagen und den Bürger in seiner süßen Gewohnheit in falschem Biedermeier zu stören. Wir ließen uns gern Puritaner und Armeleutearchitekten schelten, doch wir wußten, daß der Weg richtig war.

Doch das Schlimme geschah. Das neue Bauen wurde Mode. Mode ist der schlimmste Feind aller Qualität, jedenfalls im Bauen. Mode ist immer das Neueste und Allerneueste. Sie kann an ihrem Platz, eben in der »Mode«, vorübergehend erfreulich sein, nicht aber im Bauen, das auf Dauer und Bestand geht.

Jene hoffnungsvolle Erneuerung wurde nicht als geistiger Bestand erkannt und weitergegeben und wurde im Zusammenbruch nach dem zweiten Weltkrieg mit verschüttet. Wir standen vor Trümmern und die Architekten vor ungeahnten Möglichkeiten im Aufbau. Ein Fieber ergriff die Bauherren und die Architekten. Jedes Fieber hat eine Krise, wenn man sie überwindet, beginnt die Gesundung. Wir sind noch mitten in der Krise. Die Architekten besannen sich auf alles und jedes, nur nicht auf Tradition, die durch die Weiterführung jener genannten Besinnung vorhanden gewesen wäre. Das Wort Tradition kam in Acht und Bann, man sah darin Formen, nicht Bewußtsein. Die Geister prallten aufeinander. »Es ging nicht immer takt- und geschmackvoll zu. Aber wo und wann ist eine Erneuerung geschehen, bei der alles mit Takt und Geschmack vor sich gegangen wäre.«

Die Sachlichkeit, eine zeitlang als Schlagwort zur »neuen Sachlichkeit« gestempelt, war schon das Selbstverständliche geworden, denn jene Erneuerung ging ja auf Sachlichkeit.

Heute spricht man von dynamischem und funktionellem Bauen. Der Deutsche verwendet ja zumeist gern das Fremdwort, um das Negative einer Sache auszudrücken. Man streitet sich beim Aufbau der Städte, ob neuzeitlich oder historisch gebaut werden soll, wo die Frage gut oder schlecht und vom Rechten am Platze die richtige wäre. Dynamisches Bauen ist ein billiges Schlagwort und mit funktionellem Bauen ist wohl gemeint die Sichtbarmachung der Funktion der einzelnen Bauteile. Dafür haben wir schließlich schon im Mittelalter die schönsten Beispiele, so z. B. die Strebepfeiler der gewölbten Kirchen, welche die Schubkraft der Gewölbe aufnehmen und zur Erde führen und zur entscheidenden Plastik werden, und das sichtbare Fachwerk aus Holz, bei dem die Funktion der tragenden und füllenden Teile der Wand das Entscheidende in der Erscheinung sind. Der bauliche Vorgang und der Stoff waren das Merkmal der Gestaltung. Diese Erscheinung nenne ich »gebaute Form«.

Durch neue, in der Erfahrung verbesserte Konstruktionen in Eisenbeton und Stahl sind heute dem Architekten neue Möglichkeiten gegeben, die zwangsläufig zu neuer Gestaltung führen. Dazu kommt die heute großartig entwickelte Glasindustrie.

Stahl, Beton, Glas, herrliche Baustoffe mit herrlichen Möglichkeiten! Alles kann leichter, dünner, durchsichtiger werden und am rechten Platz die beste Lösung einer Notwendigkeit sein. Doch diese Möglichkeiten werden wieder zur Mode und am falschen Platz verwendet. Die in Jahrhunderten bewährten Baustoffe, Naturstein, Ziegel, Holz zu verwenden, gilt bei manchen heute schon als rückständig.

Die weitaus besten baulichen Leistungen finden wir seit Jahrzehnten schon im Industriebau. Es sind darunter Bauten

von eindringlicher Schönheit. Man nannte diese Bauten gern Zweckbauten. Die Bezeichnung scheint mir irreführend. Welches Bauwerk hat keinen Zweck und jedes Bauwerk ist gut, wenn es seinen Zweck aufs beste erfüllt. Doch auch in den neuen Konstruktionen sind der Baustoff und die Fügung nach wie vor entscheidend für die Gestaltung. Neu sind die Aufgaben, neu zum Teil sind die Baustoffe, aber unverändert ist das Gesetz der Fügung und das Gesetz des unstofflichen Maßes.

Es ist begreiflich, daß diese neuen Bauwerke manchem zunächst ungewohnt erscheinen, doch wir hörten ja, daß auch die Gewohnheit sich ändert.

Es ist noch nicht lange her, daß ein Fabrikschornstein als unschön und störend empfunden wurde. Was ist daran unschön? Er ist an sich ein vollendetes Bauwerk und schön, so er recht am Platz. Ein Wald von Schornsteinen im Industriegebiet ist ein großartiger Anblick, Monumente der Arbeit und des Fleißes. Den rechten Platz dafür zu bestimmen, ist Sache der ordnenden Stadt- und Landesplanung. Hier ist vieles noch zu bessern und vieles ist nicht mehr gut zu machen. Die Masten einer Überlandleitung! Wie wurde darüber gezetert. Ich kenne Landschaften, in denen ich diese Masten in ihrer zerbrechlichen Kühnheit nicht missen möchte. Ein Fabrikschornstein und ein solcher Eisenmast stören die Landschaft weniger, als ein schlechtes Haus.

Auch der Schönheitsbegriff wandelt sich, aber die Schönheit ruht immer in der Ordnung und diese ist heute bedenklich gestört. In der Ordnung allein liegt das Erhaltende, das Natur- und Menschenerhaltende, und im Gesetz der Ordnung liegen die Grenzen der Freiheit. »Wenn ein elementares Gesetz verlassen wird, kann man es nicht ohne Schaden lange Zeit unterlassen, zu ihm zurückzukehren.«

Die sinnlose Zerstörung unserer Städte gab uns die Möglichkeit, unsere Fähigkeit zur Ordnung zu beweisen und im Wiederaufbau unsere neuen Notwendigkeiten zu gestalten und im Sinne von Novalis eine reinere Kristallisation zu veranlassen.

Nach einem Jahrzehnt des Wiederaufbaues ist festzustellen, daß uns das nicht gelungen ist.

Bewundernswert ist nur die Quantität der Leistung als Teil des deutschen Wirtschaftswunders. Wohl können wir heute auf allen Gebieten des Bauens sehr gute, teils vortreffliche Leistungen feststellen, die uns durch karge Schönheit und Reinheit beglücken und die eine Hoffnung sein können. Es sind aber Einzelleistungen, die das Gesamte nicht bestimmen, es sind Oasen in der Wüste. Die beste Einzelleistung entscheidet nicht, wenn die tragende Mitte fehlt. — Verlust der Mitte!

Aus dem natürlichen Fortschritt ist eine noch nie gekannte Raserei in eine unbekannte Zukunft geworden. Kristallisation braucht Zeit. Doch diese gerade fehlt uns ja. Im Sturm kann keine Blüte zur Frucht werden.

»Dies Signum der Zeit muß überwunden werden, wenn wir aus der Raserei wieder in das Menschliche gelangen wollen. Und das müssen wir, wenn wir leben wollen.«

Die Eile, die mangelnde Ehrfurcht vor dem Leben und mißverstandene Freiheit sind die Krebsschäden.

Die neuen schönen Gestaltungen, die durch neue Konstruktionen und neue Stoffe möglich sind, werden am falschen Platz zu neuem Formalismus, der heute die seltsamsten Blüten treibt. Konnte man einst, um 1900, ein Fabrikgebäude in deutscher Renaissance von einer Oberpostdirektion nicht unterscheiden, so fällt es uns heute oft schwer, eine Schule nicht mit einer Spinnerei zu verwechseln.

Die Architekten haben vergessen, daß sie berufen sind, Ordnung zu schaffen. Zur Ordnung gehört aber in erster Linie, sich einzufügen. Das setzt natürliches Bescheiden voraus. Doch dieses schwindet, wie auch das Gewissen schwindet. Man verzichtet auf das eigene Gewissen, auch auf das künstlerische Gewissen, auch dem Auftrag gegenüber und endlich der Erfahrung gegenüber. Darum das Neueste und Allerneueste, das noch nie Dagewesene, die rasch vergängliche Sensation, und darum heillose Unordnung.

Wenn junge gute Köpfe, unbelastet von Erfahrung, glauben, ihre Originalität zu verlieren, wenn sie das Wahre anerkennen, was von anderen schon erkannt wurde, ist das als natürliche Überheblichkeit der Jugend zu verstehen. Die Söhne sind ja immer — vorübergehend wenigstens — die Feinde der Väter. Wenn aber alte, oft sehr alte Köpfe ihre Erfahrung über Bord werfen, um im Wettlauf mitzukommen, um nicht als rückständig zu erscheinen, so ist das nicht nur bedauerlich, es ist beschämend. Das Gleichgewicht des Generationsproblems wird dadurch gestört. Die propagandistische Betriebsamkeit dieser alten Köpfe ist so weit gediehen, daß heute schon gelegentlich junge Köpfe sich in die Rolle des Hüters der Gesetze gedrängt fühlen.

So wären also die Architekten die allein Schuldigen an der allgemeinen Verwirrung im Bauen? Ja, wenn es keinen Bauherren gäbe, der zu dem Architekten gehört. Doch jeder Bauherr hat den Architekten, den er verdient und umgekehrt. Es waren noch nie die Architekten, die den Stil einer Zeit im Sinne geistiger Haltung bestimmten. Es waren die Bauherren, die die Aufgabe, die Idee, den Baumeistern stellten, die diese gestalteten. Stil ist nicht in Formen erschöpft, es geht um geistige Haltung. Die Einzelformen der historischen Stile sind

nur der Überfluß der Gezeiten. Wenn die Bauherren in Ordnung, sind es auch die Architekten. Wer aber ist heute Bauherr, der verantwortliche Bauherr?

Die großen persönlichen Bauherren von einst könnten nur ersetzt werden durch das allgemeine tragende Bewußtsein der Verpflichtung gegen Vergangenheit und Zukunft und gegen die Gemeinschaft. Dazu ist freilich ein neues Denken nötig aus neuer Erziehung, aus der erwachsen müßte das freiwillige Anerkennen der Autorität. Wenn die Freiheit nicht gebunden an das Gesetz der Ordnung, wird sie zur Willkür und diese blüht heute, doch nicht nur bei den Architekten. Der Baumeister ist dem Gesetz der Notwendigkeit unterworfen und selbst seine Phantasie ist nie frei, denn sie ist gebunden durch den Stoff und durch die Aufgabe, und diese stellt der Bauherr. Der große Baumeister Bernini sagte 1665: »Wenn man sehen will, was ein Mensch kann, so muß man ihm Bindungen auferlegen.«

Es ist mir nicht möglich, die Gestaltung der verschiedenen Bauaufgaben von heute zu betrachten, dies überschritte den mir gesetzten Rahmen. Doch ein Kurzes noch zur Frage der Repräsentation im Bauen. Das Gefühl dafür scheint erheblich gestört zu sein. Repräsentation jeder Art verlangt Haltung. Bauwerke bestimmter Art sollen auch heute noch repräsentieren. Repräsentation als verpflichtende Haltung fällt nie auf, doch sie zwingt zum Respekt. Ein Rathaus zum Beispiel, ein Theater, eine Kirche sollen repräsentieren. Wiederum abgesehen von guten Einzelleistungen in diesem Bereich ist festzustellen, daß man der Repräsentation aus Scheu oder Hilflosigkeit aus dem Wege geht.

Wohl sind auch bei solchen Bauten Zwecke zu erfüllen — doch es gibt auch Überzweckliches. Wenn der Zweck erfüllt, doch

dienend schweigt, beginnt die Baukunst. Denken Sie etwa an die Kirchen und Rathäuser des Mittelalters, nicht an die Form, doch an die Haltung.

Noch ein Wort zur Frage Bauherr. Der einzige noch autoritäre Bauherr heute könnte die Kirche sein. Was wir aber an neuen Kirchenbauten sehen — wieder abgesehen von wenigen sehr guten Einzelleistungen — ist erstaunlich als Repräsentation. Das gilt für beide Konfessionen. Die verwirrende Mannigfaltigkeit dieser Bauten zeigt große Unsicherheit. Kein Kern wird sichtbar, an dem die neue Kristallisation einsetzen könnte, aber eine totale Zerfließung. Neben bewußter Sensation macht sich eine gewisse kunstgewerbliche Mystik breit. Beide Kirchen übertrumpfen sich in diesem Bemühen. Wenn irgend eine Institution auf Tradition ruhen müßte, sind es die Kirchen, Tradition nicht als eine Frage der Form, sondern einer verpflichtenden Idee. Kleine Landkirchen von großer einfacher Frömmigkeit im Körper und im Raum wurden gebaut, die Kirchen in den Städten dagegen scheinen das Problem zu sein.

Auf der Weltausstellung in Brüssel standen zwei Pavillons, ein protestantischer und ein katholischer.

In den Pavillons der Nationen sollten oder wollten diese darstellen, was sie für den menschlichen Fortschritt geleistet haben, auf technischem, wirtschaftlichem und künstlerischem Gebiet. Es ist meines Wissens das erste Mal, daß die Kirchen solches zu unternehmen für notwendig erachteten. Die sachliche Sauberkeit des deutschen Pavillons stand in krassem Gegensatz zu den Pavillons der Kirchen. Bemerkenswert ist die Besprechung des protestantischen Pavillons in einer führenden christlichen Wochenzeitung, darin wir lesen: »Es geht nicht in erster Linie um den Nachweis, was die

evangelische Kirche für den Fortschritt und die Zivilisation tut, sondern es geht darum, in dem ganzen Getriebe dem Ruf Jesu Gehör zu verschaffen...«

Die äußere Erscheinung wird also beschrieben:

»Sie gleicht in der Aluminiumform und mit dem hellblauen Grundton des Anstrichs dem Mittelteil eines Schiffes... Der Mast ist der schlanke, aus Stahlsäulen errichtete Turm mit den drei Kreuzen aus Golgatha, die nachts beleuchtet sind. Unter der Kommandobrücke, dem Ausstellungsraum, gelangt man in den eigentlichen Kirchenraum... An der Stirnwand hängt es, das Kreuz, hochaufgerichtet und beherrschend. Es ist aus Kupfer und mehrmals in sich gespalten. So wirkt es dynamisch und symbolisiert gleichzeitig den Zustand des heutigen Menschen... Man verläßt die Kirche und man schwimmt weiter mit —.«

Also! Man bleibt nicht aufgerufen zur Besinnung stehen, man schwimmt weiter mit. »Hinc illae lacrimae.«

Die Verwirrung und Unsicherheit auf diesem Gebiet tritt am klarsten zutage bei der Wallfahrtskapelle Ronchamp von Corbusier. Ein erbitterter Meinungsstreit ist darüber entbrannt. Sie hat die Konservativen gegen die Avantgardisten auf den Plan gerufen und diese selbst untereinander entzweiht. Der Bau wurde von einer Diözöse gebaut und geweiht, von der anderen mit Bann belegt. Der Dominikaner Coutourier sagt in bezug auf Corbusier, daß der Instinkt für das Sakrale fast reiner und vollkommener ist bei den Außenseitern, als bei den vielen gläubigen Künstlern, ja sogar als bei vielen Mitgliedern des Klerus. Er hält Corbusier für den größten lebenden Architekten mit dem sichersten Instinkt für das Sakrale. Ein anderer, sehr maßgeblicher Mann sieht in Ronchamp archaisch Heidnisches. Ein führender, sehr

moderner Architekt spricht von Formanarchismus. Die Urteile von führenden modernen Architekten sind verblüffend. Noch verblüffender ist das Für und Wider der Kirche selbst: Geweiht und mit Bann belegt. Es ist kaum über etwas so viel in der Presse geschrieben worden, wie über Ronchamp.

Daß Ronchamp einzigartig ist, kann niemand bestreiten. Es hebt sich ab von allem bisherigen Bauen.

Ich meine als Baumeister, daß Ronchamp überhaupt kein Bauwerk ist. Es negiert alle Gesetze des Bauens, es ist ein Phantasiegebilde, wie etwa die Bauten des Films, die überraschen, solange der Film läuft und dann vergessen werden. Daß Ronchamp die meisten Laien stark beeindruckt, ist zu erklären durch diese verblüffende Film-Architektur, an der die Menge ihre Phantasie bildet. Das Gebilde Ronchamp ist standfest, es hält. Daß etwas hält, ist aber nicht das Wesen der Baukunst, es ist bestenfalls das Erste und Selbstverständliche. Daß es Haltung habe, ist entscheidend. Hier geht es um die Haltung, die geistige Haltung eines Raumes, in dem man Gott sucht, Raum der Andacht, der Vertiefung, der Besinnung.

Durch den unerhörten Anspruch, den Ronchamp stellt, geht es nicht an, diese Erscheinung leichtfertig zu übersehen oder abzuurteilen. Es nützt nichts, sich zu entrüsten. Man muß die Dinge begreifen, um sie zu bessern.

Ronchamp ist das beste Beispiel dafür, daß etwas nicht stimmt, im Bauen nicht und vor allem nicht in den Kirchen. Die Phantasie ist eine göttliche Gnade, sie ist in allen Künsten frei, nur beim Bauen ist sie gebunden durch Stoff und Fügung. Ronchamp ist das Phantasiegebilde eines hochbegabten Romantikers, aber kein Bauwerk. Wenn man den Bau betritt, ist man verblüfft von dem Unerwarteten. Man schweigt aus

Verblüffung, nicht aus Ergriffensein. »Verblüfft« und »unerwartet« gebraucht Corbusier selbst des öfteren in seiner Beschreibung von Ronchamp. Wenn man herauskommt, ist die Verblüffung rasch vergessen.

Von Ronchamp — es liegt auf den weichen Waldhöhen Burgunds — suchte ich mit meinen Begleitern die herrlichen romanischen Kirchen im Elsaß auf mit ihren frühen Krypten. Sie waren für uns wie eine Befreiung von dem Albdruck, den Ronchamp in uns zurückgelassen. Ein Stück der Ewigkeit in den Raum gebannt, ist das Wesen dieser Gotteräume. Nichts verblüfft darin, nichts überrascht, aber das Ganze ergreift die Seele.

Nach meinen Betrachtungen muß ich es hinnehmen, wenn man mich für einen Pessimisten hält oder für rückständig. Das Letztere ist freilich das schlimmste, was einem heute passieren kann. Als moderne Verkehrsteilnehmer wissen wir, daß die Bremsen oft wichtiger sind als die Beschleunigung. Heroisch ist das Geschäft des Bremsens auf keinen Fall, doch tapfer vielleicht ist es, einem durchgehenden Pferd in die Zügel zu fallen, damit Unglück verhindert werde.

Weltbilder wie die von Spengler und Klages etwa lassen uns keine Hoffnung, wenn wir nicht den Willen der Vernichtung durch den Willen zum Ausgleich zu ersetzen vermögen. Wir müssen das Gegensätzliche versöhnen und in den natürlichen Rhythmus gesunder Herztöne bringen.

Vor genau hundert Jahren hat Adalbert Stifter im Glauben an den Fortschritt der Menschheit und in geradezu seherischer Klarheit das aufgeschrieben, was ich an das Ende meiner Betrachtung setzen will:

»Unsere Zeit erscheint mir als eine Übergangszeit, nach welcher eine kommen wird, von der das griechische und

römische Altertum weit wird übertroffen werden. Wir arbeiten an einem besonderen Gewicht der Weltuhr, das den Alten, deren Sinn vorzüglich auf Staatsdinge, auf das Recht und mitunter auf die Kunst ging, noch ziemlich unbekannt war, an den Naturwissenschaften. Wir können jetzt noch nicht ahnen, was die Pflege dieses Gewichtes für einen Einfluß haben wird auf die Umgestaltung der Welt und des Lebens. Wir haben zum Teile die Sätze dieser Wissenschaften noch als totes Eigentum in den Büchern und Lehrzimmern, zum Teile haben wir sie erst auf die Gewerbe, auf den Handel, auf den Bau von Straßen und ähnlichen Dingen verwendet, wir stehen noch zu sehr in dem Brausen dieses Anfanges, um die Ergebnisse beurteilen zu können, ja wir stehen erst ganz am Anfang des Anfanges. Wie wird es sein, wenn wir mit der Schnelligkeit des Blitzes Nachrichten über die ganze Erde werden verbreiten können, wenn wir selber mit großer Geschwindigkeit und in kurzer Zeit an die verschiedensten Stellen der Erde werden gelangen, und wenn wir mit gleicher Schnelligkeit große Lasten werden befördern können? Werden die Güter der Erde da nicht durch die Möglichkeit des leichten Austausches gemeinsam werden, daß allen alles zugänglich ist? . . .

Welche Umgestaltung wird aber erst der Geist in seinem ganzen Wesen erlangen? Diese Wirkung ist bei weitem die wichtigste. Der Kampf in dieser Richtung wird sich fortkämpfen, er ist entstanden, weil neue menschliche Verhältnisse eintraten, das Brausen, von welchem ich sprach, wird noch stärker werden, wie lange es dauern wird, welche Übel entstehen werden, vermag ich nicht zu sagen. Aber es wird eine Abklärung folgen, die Übermacht des Stoffes wird von dem Geiste, der endlich doch siegen wird, eine bloße Macht

werden, die er gebraucht, und weil er einen neuen menschlichen Gewinn gemacht hat, wird eine Zeit der Größe kommen, die in der Geschichte noch nicht dagewesen ist. Ich glaube, daß so Stufen nach Stufen in Jahrtausenden erstiegen werden. Wie weit es geht, wie es geht, wie es enden wird, vermag ein irdischer Verstand nicht zu ergründen. Nur das scheint mir sicher, andere Zeiten und andere Fassungen des Lebens werden kommen, wie sehr auch das, was dem Geiste und Körper des Menschen als letzter Grund inne wohnt, beharren mag.«

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENSKAPITELS 1959

REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE DES ORDENS-KANZLERS ERICH KAUFMANN

Herr Bundespräsident!
Herr Bundestagspräsident!
Eminenz!
Exzellenzen!
Meine Herren Bundes- und Landesminister und Abgeordnete des deutschen Bundestages!
Magnifizenz!
Meine Herren Vertreter der Christlichen Kirchen,
des Zentralrates der Juden in Deutschland,
der wissenschaftlichen Institutionen,
der Ritterschaft der Kriegsklasse des Ordens Pour le mérite!
Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Namens des Ordens habe ich die Ehre, Sie zu begrüßen und für Ihr Erscheinen zu danken.
Seit der letzten Kapitelsitzung ist das älteste Ordensmitglied, General von Kuhl, der zugleich Mitglied der Kriegsklasse war, verstorben. Wir haben seiner in der heutigen Kapitelsitzung ehrend gedacht.
Es ist das sechste Mal, daß der Orden im Anschluß an seine Kapitelsitzung zu einer öffentlichen Sitzung eingeladen hat. Ihr zahlreiches Erscheinen zeigt uns, daß in weiten Kreisen Interesse und Verständnis für den Gedanken besteht, den der Herr Bundespräsident hatte, als er im Jahre 1952 das Wieder-

aufleben des Ordens, den die Machthaber des Dritten Reiches zum Aussterben verurteilt hatten, anregte und förderte. Es ging ihm um die Pflege einer alten geistigen Tradition. In einer traditionsarmen Zeit wie der heutigen ist die Wiederaufnahme und Pflege einer alten ehrwürdigen Tradition von besonderer Bedeutung. Alle hier Anwesenden bekunden durch ihre Anwesenheit ihren Dank für diese Anregung und Förderung.

Der Orden war nach Entstehung und Form eine staatliche und preußische Einrichtung, aber von Anfang an nach Intention und Praxis eine gesamtdeutsche Einrichtung. Das ist er heute durch seine neue Bestätigung im Jahre 1952 nun auch der Form nach.

Es gehörte zur Tradition des Ordens, daß außer den 30 deutschen Mitgliedern auch ausländische Gelehrte und Künstler zu Mitgliedern gewählt werden können. Bereits das erste Kapitel des Jahres 1842 hatte 28 Ausländer gewählt. Auch diese Tradition hat der Orden in seiner neuen Satzung wieder aufgenommen. Wir freuen uns und sind stolz darauf, 18 hervorragende ausländische Gelehrte und Künstler zu unseren Mitgliedern zu zählen.

Es ist in unseren öffentlichen Sitzungen üblich, daß vor dem Festvortrage in kurzen Gedenkworten die verstorbenen Mitglieder gewürdigt werden. Zu unserem lebhaften Bedauern ist Professor Theodor Litt plötzlich so schwer erkrankt, daß er die Gedenkworte auf Alfred Weber nicht sprechen kann. Diese Gedenkworte müssen daher auf das nächste Jahr verschoben werden. Wir werden so heute vor dem Festvortrage von Romano Guardini nur Werner Bergengruen über Reinhold Schneider und Gerhard Ritter über Hermann von Kuhl hören.

Aber bevor ich die Redner des heutigen Tages bitte, das Wort zu ergreifen, glaube ich, einige Worte des Dankes an Sie, Herr Bundespräsident, richten zu sollen.

Es ist das letzte Mal, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als Bundespräsident hier anwesend sind. Es dürfte zu den Aufgaben des Staatshauptes gehören, Schirmherr der Wissenschaften und Künste zu sein, wenn das auch, wie so manches andere, im Texte unseres Grundgesetzes nicht verzeichnet ist. Wenn der Bundespräsident daher kraft unserer Satzung, die von ihm unter Gegenzeichnung des Bundeskanzlers und des Bundesministers des Innern genehmigt wurde, das Protektorat des Ordens übernommen hat, so ist das keine dem Amte fremde Aufgabe. Aber wir schulden Ihnen, Herr Bundespräsident, für die Art, in der Sie sich dieser Aufgabe unterzogen haben, nicht nur unseren ehrerbietigen, sondern auch unseren aus dem Herzen kommenden Dank. Sie haben uns mit väterlicher Güte, mit Weisheit und mit hingebender Liebe zur Sache und nicht zuletzt mit unvergleichlicher Personen- und Sachkenntnis zur Seite gestanden. In unser aller persönlicher Erinnerung, die wir bisher mit Ihnen zusammenarbeiten durften, werden Sie stets als Persönlichkeit fortleben. Daß Sie nunmehr auch zugesagt haben, nach Ihrem Ausscheiden als Protektor weiter die Rolle unseres Beraters und des Ehrengastes unserer Kapitelsitzungen zu übernehmen, erfüllt uns mit Dankbarkeit, die wir Ihnen hier und heute freudig zum Ausdruck bringen.

Ich bitte nunmehr die Herren Bergengruen, Ritter und Guardini das Wort zu ergreifen.

REINHOLD SCHNEIDER

13. 5. 1903 — 6. 4. 1958

Rein Kolel Schneider

Gedenkworte für

REINHOLD SCHNEIDER

von

Werner Bergengruen

Reinhold Schneider, am 13. Mai 1903 in Baden-Baden geboren, starb in Freiburg am Ostersonntag 1958. Als die äußere Ursache seines plötzlichen Todes mag ein Unfall registriert werden. Aber wer ihn und sein Werk kennt, der weiß, daß dies Leben in einem höheren Grade, als sich das von einem jeden menschlichen Leben sagen ließe, auf den Tod angelegt war.

Reinhold Schneider hat den eigenen Tod hundertfältig vorweggenommen; vorweggenommen in einem beständigen, klaglos ertragenen Leiden des Körpers — (und ich darf in diesem Zusammenhang vielleicht daran erinnern, daß er vor wenigen Jahren hier in seine Gedenkrede auf Thomas Mann einen Hinweis auf Schopenhauers Wort von der heiligenden Kraft des Leidens eingeflochten hat) — vorweggenommen in seiner sanften, aber unerbittlichen Weigerung, sich ärztlicher

Hilfe zu bedienen, vorweggenommen in der Paradoxie seines Daseins und Denkens, von der er sich und uns allen so vielfache Rechenschaft gegeben hat. Für diese vollzogene Vorwegnahme brauchte er den Ausdruck »jenseits des Passes sein«.
Vor sechs Jahren schrieb er mir: »Der eigentliche Sinn meiner Arbeit ist den meisten Menschen ja unbekannt oder unzugänglich; das liegt zum Teil an den vielen Paradoxien einer gleichzeitig konservativen und revolutionären Haltung, am nihilistischen Ursprung, der sich da und dort in eine Art von nihilistischem Christentum, im Nichts Alles zu finden (wiederum ein Paradox) abschattet.«
Und an anderer Stelle sagt er: »Das Ich als Ziel und Sinn ist tödlich; das hatte ich erfahren. Das Ich wird erst tragbar, wenn es eingewoben ist in die Geschichte: den geheimnisvollen Ablauf einer Entfaltung, die am Irdischen nicht gemessen werden kann. Aber diese Vollendung der Person im Auftrag kostet das persönliche Leben.«
Indem Reinhold Schneider jedoch das Opfer des persönlichen Lebens brachte, ja, vorwegnehmend auch das des Lebens schlechthin, erwarb er sich, auch das ein Paradoxon, das Recht auf dieses Persönliche zurück, und dieser Wiedergewinn fand in einer neuen elementaren Hinwendung zum Leben seinen Ausdruck.
Die Paradoxie wollte es, daß, je unverrückbarer der Tod als Hoffnung und fast als einzige irdische Hoffnung vor ihm stand, er umso leidenschaftlicher die ganze herrliche Liebesfähigkeit seiner Natur an das Leben setzte.
Etwa um sein fünfzigstes Jahr beginnt diese Entwicklung, der freilich manche Boten vorangegangen waren, sich deutlich zu machen, und bald kann, wer ihn nicht persönlich gekannt hat, sie ohne Mühe aus seinen Büchern ablesen. Das Neue

dokumentiert sich zuerst in dem 1954 erschienenen »Christlichen Protest« und beherrscht die ihm folgenden Bücher, den »Verhüllten Tag«, die »Silberne Ampel«, in der zum ersten Mal eine Liebesgeschichte erzählt wird, den »Balkon« und das letzte Buch, den »Winter in Wien«. Das mönchische Schweigen, das bisher einen undurchdringlichen Schleier über sein persönlichstes Leben gebreitet hatte, ist gebrochen. Er berichtet unbefangen von sich selbst, von seiner Heimat, Kindheit, mühseligen Jugend und verschweigt nicht den in Dresden unternommenen Selbstmordversuch. Die bezaubernde Heiterkeit, die bis dahin nur die Vertrauten an ihm gekannt hatten, kehrt sich jetzt, nicht freilich als Dominante, aber als unüberhörbare Komponente, auch dem Leser zu. Man denkt an Nietzsches Verse:

Heiterkeit, güldene, komm!
Du des Todes
heimlichster, süßester Vorgenuß!

Denn hier darf es kein Mißverständnis geben: der Tod bleibt die Grundmelodie dieses viel angefochtenen, schwermutvollen Lebens, das nun im Begriff ist, die Paßhöhe zu gewinnen, und sie bald hinter sich gelassen hat.
Nur so kann der Winter in Wien, Reinhold Schneiders letzter und vielleicht höchster Winter, verstanden werden. Man verfehlt seinen Sinn, wenn man ihn ausschließlich als Dokument eines düsteren, der vollkommenen Verzweiflung benachbarten Pessimismus nehmen will. Gewiß, es galt von Reinhold Schneider das Wort des mir heimatlich vertrauten Revaler Totentanzes, von dem er sich gern erzählen ließ:

se ik vore efter achter my,
ik vole den dot my alle tyt by.

Aber welch vielfarbige Lebensfülle strahlt in diesen Wiener Monaten vor dem dunklen Todesschwarz auf, und mit welcher Inständigkeit ist er ihr nachgegangen! Inmitten folternder Schmerzen ließ er, wie Platen sagt, seiner Liebe nichts entgehn, entschlüpfen seiner Kunde nichts. Er ist allem Zauber der zaubergewaltigen Stadt offen. Er steht vor dem, das er lange gesucht, aber zu berühren nicht gewagt hat, vor der noch aus Bruchstücken aufleuchtenden Wirklichkeit des alten Reiches, dem er die Grabschrift geschrieben hat; er hat ja den Sinn allen Unterganges ebendarin gesehen, daß »ein Dichter die Grabschrift schreibt«, und er hat diese Verklärung all dem gegeben, dem seine Liebe galt und dessen Untergang er sah — in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in einer noch verhüllten Zukunft.

In Wien zieht es ihn zu Erinnerungsstätten, Palais, Kirchen, Museen, zur Landschaft der Donau und des Burgenlandes, zu Architektur und Musik, Kaffeehäusern und Weinbeiseln, zu Menschenbegegnungen und geselligem Gespräch. Unermüdlich ist er im Besuch der Theater, selbst die Operette fesselt ihn, wohl zum ersten Mal in seinem Leben. Er läßt sich entzücken von der Nußknackersammlung im verwaisten Hause Richard Schaukals, er beobachtet die Witterung und sieht die stachligen Samenkugeln der Platanen im Winde schaukeln; sein Blick folgt den Meisen, Tauben, Sperlingen und Möwen, dem Wechsel der Blumen in den Schaufenstern, den Bewegungen des Schilfs am Neusiedler See. Nach seiner Gewohnheit liest er Zeitungen in sechs oder acht Sprachen und notiert sich, was ihn frappiert oder erschreckt. Immer stärker beschäftigt ihn die Naturwissenschaft, die seinen frühen und mittleren Jahren fremd war. Aber wie hätte gerade er, dem die Geschichte nichts Vergangenes war, sondern die unzertrennbare

Gesamtheit des Urzeiten, Gegenwart und Zukunft umspannenden Geschehens, er, der sich männlich allen Fragen, Bewegungen, Zweifeln und Nöten seiner Zeit stellte — am klarsten hat das dunkle Jahrzwölft es dargetan! — wie hätte gerade er an den grundstürzenden Entwicklungen vorübergehen können! Immer wieder galten seine Gedanken dem einzigen wirklich historisch relevanten Ereignis unserer Tage, dem Eintritt des Kosmos in die Geschichte unseres Planeten und der furchtbaren Aufgabe, die dieses Ereignis dem Menschen stellt: im Schweigen der unendlichen Räume den unmöglich scheinenden Einklang des Schrecklichen und der Liebe zu suchen.

So möchte ich diese Wintermonate als die eigentliche klassische Zeit in Reinhold Schneiders Leben bezeichnen. Alle Elemente seines Daseins sind gegenwärtig.

Ich täte dem Andenken des Freundes einen schlechten Dienst, wollte ich verschweigen, daß er nicht das war, was man einen Mann aus einem Guß nennt, und weder Paulus noch Luther, weder Goethe noch Bismarck oder Shakespeare ist ja ein Mann im Sinne der Gußeisenlehre gewesen. Nein, der Riß, der durch die irdische Welt geht, ging auch mitten durch seine Seele, und nie ist er dieser dunklen Fraglichkeit ausgewichen, die vom menschlichen Wesen nicht abtrennbar ist — die Theologie hat dafür die tiefsinnige Formel von der Gefallenheit der Schöpfung gefunden. Durch Reinhold Schneiders ganzes Werk zieht sich, schwermütig bedrängend, der Gedanke der Antinomie, die nur in der Transzendenz aufgehoben werden kann, der Gedanke von der Tragik der Welt, ja, von der Tragik Gottes, von der Vergeblichkeit der Geschichte und alles irdischen Tuns, das paradoxerweise dennoch dem Menschen aufgegeben ist. Diese Aufgabe hat er angenommen und

in aller Demut und Verzweiflung seiner Seele immer das Ganze der Welt gesucht, und Welt bedeutete für ihn nichts anderes als, mit den Worten des Credo gesprochen: visibilia omnia et invisibilia — die Summe des Sichtbaren und Unsichtbaren. So strahlte er bis in die letzten Auszweigungen seines Wesens eine zum Universalen tendierende Einheitlichkeit aus, deren Leuchtkraft keiner der gußeisernen Männer aufzubringen vermocht hätte. Er hatte manches von einem Asketen, nichts von einem Zeloten — denn wer die Tiere, die Kinder, die Landschaft, den Wein und die Dichter liebt, wie könnte der ein Fanatiker sein?

Die Liebeskraft war in ihm ebenso zentral wie seine Kraft zu radikalen Entscheidungen. Er war der treueste und liebevollste Freund, der sich denken läßt. Die Zartheit und Liebesfähigkeit seiner Natur waren ebenso groß wie die Unerschrockenheit, die er in den Jahren der Tyrannis gegenüber jenen bewährt hat, die, wie er sich ausdrückte, »nicht herrschen sollen«. Wir alle haben damals gehaßt, und manchmal haben wir gemeint, nicht leben und atmen zu können ohne unseren Haß. Er ließ unseren Haß gelten, obwohl dieser Haß uns in die Gefahr brachte, Schaden zu nehmen an unserer Seele. Er selber war nicht zum Haß geschaffen. Er konnte sich empören gleich uns, aber es war in ihm etwas wie ein Abschein Gottes, der haßlos richtet.

Er war scharf in seinem Urteil über Dinge, Vorgänge, Doktrinen, milde, was die Menschen anging, nicht nur die Verführten, sondern wohl auch die Verführer, in denen er bisweilen ebenfalls einer Verführung Erlegene zu erkennen meinte. Im Anfang unserer Bekanntschaft und Freundschaft hat mich manches seiner Urteile, etwa über schreibende Zeitgenossen, befremdet. Allmählich erkannte ich, daß da keine

Kritiklosigkeit am Werke war, denn er war kritisch. Sondern für ihn war, nach dem biblischen Diktum, »die Liebe des Gesetzes Erfüllung«, und in diese Liebe schloß er nicht nur die Menschen ein, sondern, als einen Teil ihrer Persönlichkeit, auch ihre Emanationen. Und nur, wo er der absoluten Verworfenheit begegnete, war er unerbittlich. Sonst aber hatte er jene so seltene Art der Toleranz, die nicht auf der Indifferenz basiert. Es war unmöglich, mit ihm in Streit zu geraten. In manchen Dingen hatten wir entgegengesetzte Gedanken, aber er war ja einer der wenigen Menschen, angesichts deren auch die schärfste Abweichung der Meinungen niemals auch nur den Hauch einer Animosität, ja, nicht einmal eines leisen Unbehagens hervorrufen konnte. Mit ihm war man gänzlich einig, auch wo Meinungen und Überzeugungen noch so weit auseinandergingen.

Ja, er war ein Mann der Liebe, von der er in einem seiner religiösen Gedichte gesagt hat, sie reiße ihn über Zweifelsqualen fort. Er war kein Romantiker in dem Sinne, in welchem unsere nachromantische Zeit dieses Wort braucht. Er war kein Idealist. Er war ein Realist de pur sang, der freilich nicht daran dachte, den Kreis des realiter Existenten auf das Handgreifliche einzuschränken. Er war ein Mann der Ehrfurcht vor allem Gegebenen, ein Mann ohne Vorurteile, ein Mann der Freiheit, des Gewissens, der äußersten Tapferkeit.

Es hätte sich mir nicht geziemt, mich in den Kreis der Historiker, Theologen, Literarwissenschaftler zu drängen und den Versuch einer zunftgerechten Darlegung des von Reinhold Schneider zurückgelassenen, kaum übersehbaren und nicht auszuschöpfenden Oeuvres zu unternehmen. Wohl aber durfte ich auf ein paar Züge hinweisen, die wesentlich in das Bild dieser außerordentlichen Erscheinung hineingehören,

und damit den Boden sichtbar machen, aus dem zuletzt auch das Werk des Freundes gewachsen ist. Denn hier waren der Mann und das Werk identisch; die altgriechische Harmonie des Bogens und der Leier war verwirklicht.

Ich danke dem Ordenskapitel für die hohe, eine schmerzliche Freude involvierende Ehre, die es mir erwiesen hat, indem es mich auf den von Reinhold Schneider geräumten Platz berief. Und ich danke ihm zugleich für die mir gewährte Möglichkeit, an dieser Stelle mein Zeugnis für den unvergeßlichen Freund abzulegen.

HERMANN VON KUHL

2. 11. 1856 — 4. 11. 1958

70. Kuhn

Gedenkworte für

HERMANN VON KUHL

von

Gerhard Ritter

Am 4. November 1958 wurde der General der Infanterie Hermann von Kuhl, das weitaus älteste Mitglied unseres Ordens, durch den Tod aus unseren Reihen abberufen. Er starb zwei Tage nach Vollendung seines 102. Lebensjahres, das er noch in erstaunlicher geistiger Frische erreichen durfte. — Mit ihm ist der letzte der Offiziere der alten kaiserlichen Armee dahingegangen, die schon 1914 einen hohen Führerposten bekleideten; und zwar einen Führerposten an entscheidender Stelle. Der Orden unserer Friedensklasse, den er 1924 erhielt, war das Ordenszeichen Moltkes, diesem zum ersten Mal neben dem Kriegsorden verliehen, und zwar für seine literarischen Verdienste. Daraus war so etwas wie eine Generalstabstradition unserer Friedensklasse geworden: jener Orden hat sich über Verdy du Vernois auf den Feldmarschall Colmar von der Goltz und von diesem auf Kuhl weitervererbt —

alles Generäle, die sich auch als Autoren kriegsgeschichtlicher und militär-politischer Schriften hervorgetan haben.
Kuhls militärische Laufbahn war insofern ungewöhnlich, als sie auf einer abgeschlossenen akademischen Bildung aufruhte. Dem Wunsche seines Vaters, eines rheinischen Gymnasialdirektors, folgend, hat er von 1873—78 an verschiedenen Universitäten sehr unmilitärische Wissenschaften studiert: Philosophie, klassische und germanistische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaften. In Tübingen hat er dieses Studium mit der Promotion zum Dr. phil. abgeschlossen, und zwar auf Grund einer lateinisch geschriebenen Dissertation über »salisches Liedgut«. Dann erst wandte er sich der militärischen Laufbahn zu, aber zunächst, wie es scheint, mehr aus äußeren Gründen und in der Erwartung, dereinst als Lehrer an Kadettenanstalten zu wirken.
Dementsprechend hat er sich erst auffallend spät, volle zehn Jahre nach seiner Ernennung zum Offizier, zur Kriegsakademie gemeldet, deren Kurse den Zugang zur Generalstabslaufbahn eröffneten. Die Folge war, daß er trotz glänzender Zeugnisse weiterhin nach der Reihenfolge des Dienstalters aufrückte, ohne die für Generalstabsanwärter sonst übliche Beschleunigung. Erst 1897, nach beinahe zwanzigjähriger Dienstzeit, ist er endgültig in den Generalstab versetzt worden. Er hat ihn dann allerdings nicht mehr verlassen — abgesehen von einem sehr kurzen Frontkommando 1913, das seine Beförderung zum General formell ermöglichen sollte. Denn er wuchs dort rasch zu einem schwer entbehrlichen Gehilfen des Generalstabschefs heran.
Schlieffen scheint ihn als einen seiner besten Mitarbeiter bei seinen operativen Studien betrachtet zu haben. Schon als Major ließ er ihn 1902 in einem Kriegsspiel als Führer der

Gegenpartei gegen den Kaiser auftreten. Auch menschlich scheint er ihm besonderes Vertrauen geschenkt zu haben. Freilich gehörte es zum Stil des Generalstabsdienstes unter diesem Chef, daß menschliche Beziehungen einen gewissen Wärmegrad nicht überschreiten durften und an der streng betonten Distanz des Vorgesetzten zum Untergebenen jederzeit ihre Grenze fanden. Liest man in der späteren Schilderung Kuhls, welche übersteigerten dienstlichen Anforderungen Schlieffen an seine Mitarbeiter schon in der normalen Friedensarbeit stellte und wie er ihm selbst, seinem zuverlässigsten Gehilfen, mehrere Jahre lang das Weihnachtsfest dadurch zu versauern pflegte, daß er ihm regelmäßig am 24. Dezember abends eine operative Aufgabe zuschickte, die am 25. abends abzuliefern und gegen eine zweite, ebenso eilige auszutauschen war, so sollte man glauben, so spartanische Zumutungen müßten auf das menschliche Verhältnis der beiden erkältend gewirkt haben. Offensichtlich war das aber nicht der Fall. Vielmehr atmen alle Schriften Kuhls nichts als Bewunderung für seinen früheren Chef, und auch dessen Lebensstil erscheint ihm im ganzen als vorbildlich. Er selbst war (nach den Schilderungen seiner Schüler und Mitarbeiter zu schließen) von Hause aus keine so karge Natur wie der Altpreuße Graf Schlieffen, sondern ein zu Frohsinn neigender und im Kern warmherziger Rheinländer. Aber die prägende Kraft der Generalstabstradition ist erstaunlich; wohl nie hat eine Korporation stärker als diese die Lebensformen und die Interessen ihrer Mitglieder bestimmt — bis zur Verwischung persönlicher Eigenart. Im Dienst erschien Kuhl seinen Untergebenen ebenso streng sachlich, unnahbar, absolute Überlegenheit ausstrahlend, rücksichtslos hart in seinen Anforderungen an andere und an sich selbst, nicht selten auch so sarkastisch im

Urteil wie ihm selbst sein bewunderter Chef erschienen war. Weder im Frieden noch in den vier Kriegsjahren hat er sich je einen eigentlichen Urlaub gegönnt; auch die Sonntage wurden meist zur Arbeit benutzt. Der normale Arbeitstag traf ihn von früh vor 5 Uhr am Schreibtisch. Musikalisch veranlagt und ein großer Liebhaber der Musik, hat er das Geigenspiel im Drang der Berufspflichten völlig aufgegeben. Der in der Jugend erworbene allgemeine Bildungsschatz ging bei alledem nicht verloren und zeichnete ihn vor vielen Standesgenossen aus. Noch als Hundertjähriger soll er Homer-Verse, Horaz-Oden und griechische Chöre aus dem Gedächtnis mühelos rezitiert haben. Indessen zwang der Generalstabsdienst seine Jünger unter Schlieffen (anders als in den Jugendtagen des greisen Moltke) zu wahrhaft spartanischer Konzentration des Geistes auf das rein militärische Feld.

Kuhls Sachgebiet im Generalstab war die Leitung der Abteilung III: das Heerwesen Frankreichs und Englands. 16 Jahre intensiver Arbeit in diesem Ressort machten ihn zum besten Kenner des Militärwesens und der strategischen Pläne Frankreichs in der deutschen Armee. An der Entstehung des bekannten Schlieffen-Planes von 1905 zur Umfassung des französischen Heeres und an dessen operativen Vorstudien ist er offenbar in besonders hohem Maße beteiligt gewesen. Jedenfalls durchdrang er sich ganz und gar mit den strategischen Grundgedanken seines Meisters und hat dessen großen Plan später auch literarisch als das beste aller denkbaren Siegesrezepte verteidigt. Nebenamtlich wirkte er auch an der Kriegsakademie als Lehrer der Kriegsgeschichte und als Mitglied hoher militärischer Studien- und Prüfungskommissionen. Seine ungewöhnliche Lehrbegabung wird von seinen früheren Hörern allseitig gerühmt; sie war wohl

väterliches Erbe, hing aber auch mit seinem ruhigen, zu Maß und Besonnenheit neigenden Temperament zusammen, das ihn auch als Lehrer von dem ebenso stürmischen wie eigenwilligen Major Ludendorff sehr merkbar unterschied. In den ersten Jahren scheint sein Lehrvortrag streng wissenschaftlichen Charakter getragen zu haben: er stützte sich auf die Ergebnisse seiner Forschungen über Napoleons Italienfeldzug 1796. Das Buch, das er darüber 1902 erscheinen ließ, ist seine wissenschaftlich bedeutendste Leistung, zum großen Teil aus eigenen Archivstudien, vor allem in Wien geschöpft, und die erste gründliche quellenmäßige Untersuchung des Themas überhaupt. Die Kenntnis und Kritik eines sehr umfassenden Materials, aber auch die Klarheit und Eindringlichkeit der Darstellung zeigen den Verfasser auf einer sehr beachtlichen Höhe fachmännischen Könnens. Sie ist auch ins Spanische übersetzt worden. In späteren Lehrkursen wandte er mehr die von Verdy in der Kriegsakademie eingeführte »applikatorische« Methode an, d.h. der kriegsgeschichtliche Stoff wurde zur Aufstellung strategischer und taktischer Probleme und ihrer Lösung vom Standpunkt moderner Kriegskunst benutzt. Es ist aber wahrscheinlich, daß Kuhl auch neue streng historische Studien betrieben und organisiert hätte, seit er 1913 zum Generalquartiermeister und Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung ernannt worden war — hätte ihn nicht schon so bald der Krieg zur großen Bewährungsprobe seiner kriegswissenschaftlichen Schulung berufen.

Kuhls geschichtliche Stunde schlug mit seiner Ernennung zum Generalstabschef der ersten Armee unter Generaloberst von Kluck, die den äußersten rechten Flügel der deutschen Invasionsarmee in Frankreich 1914 bildete. Hier stand er genau an der Stelle, wo nach den Plänen Schlieffens die große

Entscheidung fallen, die Umfassung der französischen Armee durchgeführt und ihre Vernichtung damit eingeleitet werden sollte. Ohne Zweifel war niemand für eine solche Aufgabe so vorzüglich vorbereitet wie gerade er, der getreueste Schüler Schlieffens und beste Kenner der französischen Armee. Daß die Aktionen der ersten Armee so gut wie ganz nach seinen Vorschlägen erfolgten, ist nicht zu bezweifeln, obwohl er selbst in seiner späteren Darstellung der Marneschlacht die eigene Person fast gänzlich hinter der des formal allein verantwortlichen Armeebefehlshabers verschwinden läßt. Wie glänzend seine Führung war, wie groß die ersten Erfolge dieses Heeresflügels, ist allgemein bekannt. Aber auch die hochdramatische Geschichte des großen Umschwungs, des jähen Abbruchs der Schlacht am Ourcq und der Marne am 9. September und des dann folgenden allgemeinen Rückzugs ist eng mit dem Namen Kuhls verknüpft. Welchen Anteil hat er an der Verantwortung für diese Ereignisse gehabt?

Folgen wir seiner eigenen Darstellung, so hat er schon am 30. August, entgegen den Weisungen der Obersten Heeresleitung, eine folgenschwere Schwenkung der 1. Armee nach Süden, östlich statt westlich an Paris vorbei, veranlaßt. Der große Plan Schlieffens, der die Riesenfestung in seine Umfassungsoperationen einzubeziehen dachte, wurde damit preisgegeben; er erschien als undurchführbar wegen Kräftemangels. Aber als Hauptmotiv stellt Kuhl selbst seine Absicht hin, durch rasches Vordringen nach Süden den von der linken Nachbararmee, der zweiten, soeben geschlagenen Feind von rechts zu umfassen und zu vernichten und so das Siegesrezept Schlieffens in veränderter Gestalt dennoch wirksam zu machen. Der Versuch mißlang, weil der Gegner sich seinen Umfassungsoperationen entzog; aber der rasche Vorstoß hatte

Teile der Armee schon so weit über die Marne vorprellen lassen, daß eine neue Weisung Moltkes, sie solle rechts gestaffelt der zweiten Armee folgen und so den weiteren Vormarsch gegen eine von Paris her mögliche Flankenbedrohung abschirmen, bereits zu spät kam. Am 5. September folgte die Weisung der Obersten Heeresleitung, die erste und zweite Armee sollten gegen Paris einschwenken, da man im Großen Hauptquartier mit Recht fürchtete, die Franzosen würden starke Kräfte von ihrem rechten auf ihren bedrohten linken Flügel werfen und die vordringende deutsche Invasionsfront in ihrer rechten Flanke anfallen — eine Möglichkeit, die angesichts der zentralen Anlage des französischen Eisenbahnsystems mit dem Mittelpunkt Paris sehr nahe lag, aber seltsamerweise in dem großen Schlieffenplan so gut wie gar nicht berücksichtigt war. Kuhl zögerte, dieser neuen Weisung zu folgen, die auf eine förmliche Preisgabe der großen Planung seines Meisters hinauslief; er hing immer noch an der Hoffnung, es müßte gelingen, durch rasche Umfassungsbewegungen den Gegner von Paris ab- und auf seine Südostgrenze hinzudrängen. Die von Paris her drohende Gefahr hat er zunächst — nach eigenem Geständnis — unterschätzt. Als dann jählings eine ganze französische Armee in der rechten Flanke, ja teilweise schon im Rücken der 1. Armee auftauchte, wurde es äußerst schwierig, noch rechtzeitig umzugruppieren und eine neue Front zu bilden. Es gelang mit Hilfe geradezu ungeheuerlicher Gewaltmärsche der Truppe, deren linker Flügel hinter der Kampffront her auf den weit entfernten rechten Flügel marschieren mußte, um die französische Umfassung unsererseits zu überflügeln. Das Schicksal des ganzen Feldzuges hing jetzt daran, daß sie rechtzeitig eintraf — freilich auch daran, daß die durch ihren Abmarsch

gerissene breite Frontlücke zwischen der ersten und zweiten Armee nicht durch die dort vormarschierenden Engländer erweitert und zu einer förmlichen Absprengung der Armee Kluck vom deutschen Heeresverband ausgenutzt wurde; das hätte ihre Lage hoffnungslos gemacht. Kuhl, den seine gewohnte Kaltblütigkeit auch jetzt nicht verließ, will schon damals, an dem schicksalhaften 9. September, vom vollen Erfolg der Abwehrschlacht am Ourcq und von der Möglichkeit überzeugt gewesen sein, die nur zögernd gegen die Frontlücke vordringenden Engländer lange genug aufzuhalten. Sein Bericht gipfelt in der bekannten Schilderung seines Gesprächs mit dem Oberstleutnant Hentsch, den der Generalissimus mit unklar begrenzten Vollmachten an die Front entsandt hatte. Durch übertriebene Schilderungen der angeblich verzweifelten Lage bei der zweiten Armee und des Vordringens englischer Streitkräfte in der großen Frontlücke, schließlich durch direkten Befehl im Namen der Obersten Heeresleitung habe Hentsch ihn selbst zu dem bitterschweren Entschluß gebracht, den bereits dicht vor Augen stehenden Sieg aus den Händen zu geben und die 1. Armee dem von der zweiten schon begonnenen Rückzug anzuschließen. Diese Schilderung ist ihrem wesentlichen Inhalt nach in die offizielle Kriegsgeschichte des Reichsarchivs übergegangen. Die Angaben des Oberstleutnants Hentsch stimmen allerdings nicht damit überein. Nach ihm hätte Kuhl selbst sich weit weniger zuversichtlich über die Lage seiner Armee und die Aussichten des deutschen Gegenangriffs geäußert. Von »lebhaftestem Widerstand« gegen den allgemeinen Rückzugsbefehl der O.H.L. ist auch in dem Protokoll keine Rede, das Kuhl am nächsten Morgen über seine Unterredung aufsetzen und von seinem Oberquartiermeister mit unterzeichnen ließ; es wird dort nur

gesagt, er habe betont, aus vollem Angriff zum Rückzug überzugehen sei »sehr mißlich«, zumal bei dem Durcheinander der Truppenteile und ihrer großen Erschöpfung. Hier bleiben also Unklarheiten, die zu immer neuen Diskussionen Anlaß geben; es handelt sich um die heikelste Frage der ganzen Geschichte des Ersten Weltkrieges. Ich glaube indessen, man pflegt die Dramatik jener Tage gewaltig zu übersteigern. Es scheint mir nichts weniger als erwiesen, daß die Erste Armee selbst bei siegreichem Ausgang ihrer Abwehrschlacht am Ourcq noch imstande gewesen wäre, ihren taktischen Sieg in großem Stil strategisch auszunützen, ja auch nur die Engländer zum Rückzug aus jener ominösen Frontlücke zu nötigen. Weiter ist zu fragen: reichten unsere Kräfte wirklich noch aus, um das militärische Zentrum Paris einfach auszuschalten, sei es durch Einschließung, sei es durch Umgehung von Westen her? War die französische Armee, die eben erst an der ganzen langen Front wieder aggressiv geworden war, wirklich schon so geschwächt und zerrüttet, daß sie sich in kürzester Zeit (es standen ja höchstens ein paar Wochen zur Verfügung!) aufrollen und als Ganzes vernichten ließ? Die Frage ist, soviel ich sehe, noch niemals ernsthaft untersucht worden. Am Ende war angesichts der damaligen Kräfteverhältnisse auf die Dauer der Übergang zum Stellungskrieg doch wohl unvermeidlich — wenn auch vielleicht in weiter vorgeschobener Front. Mir selbst erscheint der Schlieffenplan weit eher als ein Wagnis mit recht beschränkten Erfolgschancen denn als sicheres Siegesrezept. Aber solche Einwände ändern nichts an der Anerkennung, daß General von Kuhl ein geradezu idealer Generalstabschef im Sinne der Schlieffen'schen Strategie gewesen ist. Seine Klarheit und Geistesschärfe, sein Mut, seine Fähigkeit zu schnellen Entschlüssen und zu

raschem Durchschauen verworrener Lagen, nicht zuletzt seine unerschütterliche Ruhe in gefahrvollen Momenten — das alles ist zu bewundern und hat auch Ludendorffs höchsten Respekt erweckt.

Kuhls weitere Tätigkeit als Generalstabschef verschiedener Armeen im Kriege war am bedeutendsten im Stabe der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, wo er vor so schwere Aufgaben gestellt wurde wie die Abwehrschlacht an der Somme, die Rückführung in die Siegfriedstellung und die große Märzoffensive von 1918. Einer seiner damaligen Untergebenen, der spätere Generalstabschef Halder, teilt mir brieflich mit, die jungen Offiziere seines Stabes hätten seine Kunst der operativen Führung aufs höchste bewundert, ihn auf diesem Gebiet hoch über Ludendorff gestellt und bedauert, daß er nicht rechtzeitig an die oberste Stelle berufen worden wäre. Das mögen allzu jugendliche Urteile sein. Sieht man indessen, wie nüchtern General Kuhl schon 1916 die allgemeine Kriegslage beurteilte, wie ablehnend er übertriebenen Annektionswünschen gegenüberstand, wie wenig er politische Betriebsamkeit des Soldaten schätzte und wie kluge (aber vergebliche) Ratschläge er Ludendorff 1918 für eine Offensive mit beschränkten Zielen und später für eine rechtzeitige Rückführung der Frontlinie gegeben hat, so kann man doch nachdenklich und sich bewußt werden, wie gefährlich der Mythos ist, der sich an glanzvolle kriegerische Erfolge knüpft.

Irgendwelchen Ruhm als »Feldherr« hat Kuhl niemals mit seinem Namen zu verbinden gesucht. Eifersucht auf die Verdienste anderer blieb ihm unbekannt, nüchterne Kritik an der eigenen Leistung eine selbstverständliche Pflicht. Für ihn galt wirklich der vielberufene Moltke'sche Grundsatz: »mehr

sein als scheinen«, die Selbstbescheidung anonymer Pflichterfüllung. Um so größer war sein Eifer in der Verteidigung der deutschen Armee und ihres Offizierkorps gegen die Angriffe, die seit dem Zusammenbruch von 1918 von allen Seiten niederhagelten. Er hat sogleich nach seiner Verabschiedung eine ebenso intensive wie ausgedehnte historisch-politische Schriftstellerei begonnen und bis an die Schwelle des 9. Lebensjahrzehnts fortgesetzt. Das zu seinem 100. Geburtstag zusammengestellte Schriftenverzeichnis weist nicht weniger als 168 Nummern auf, darunter 11 selbständige Schriften, die nach 1918 entstanden sind. Von Anfang an hat er regen Anteil an den kriegsgeschichtlichen Arbeiten des neugebildeten Kriegsarchivs genommen, gehörte auch seit 1924 zu den Mitgliedern der dafür gebildeten »Historischen Kommission«. Seine Geschichte der Marneschlacht, auf gründlichen Aktenstudien im Reichsarchiv und auf wertvollen eigenen Aufzeichnungen aufgebaut, aber auch auf dem Studium ausländischer Literatur, enthält wohl im Kern eine Rechtfertigung der eigenen militärischen Entschlüsse, ist aber doch ganz als historisch-kritische Gesamtdarstellung aufgebaut und als solche sehr ernst zu nehmen. Es ist für die Wesensart Kuhls bezeichnend, daß er nicht, wie so viele alte Generäle seiner Generation, Memoiren geschrieben hat, sondern immer nach überpersönlichen Zielen, aber auch nach Erweiterung seiner eigenen Kenntnisse strebte. Sorgfältig verfolgte er die ausländische Militärliteratur und nahm dazu in einer mehrfach aufgelegten Schrift über den »Weltkrieg im Urteil unserer Feinde« kritisch Stellung. Sein wohl meist gelesenes, interessantes Buch »Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges« suchte dessen Arbeit und Leistung, vor allem aber die operativen Grundsätze der

Schlieffen-Schule zu verteidigen. Ein großes Gutachten für den parlamentarischen Untersuchungsausschuß über die Ursachen des Zusammenbruchs 1918 verteidigte Ludendorffs militärische Leistung im letzten Kriegsjahr in scharfer Kontroverse mit den bekannten Angriffen Hans Delbrücks. Kuhl gab zu, daß der Krieg im Sommer 1918 militärisch endgültig verloren war, glaubte aber doch beweisen zu können, daß ein Weiterkämpfen im Winter 1918/19, um bessere Friedensbedingungen zu erzwingen, für einige Monate noch möglich gewesen wäre, wenn die Revolution des 9. November nicht dazwischen gekommen wäre. Schließlich hat Kuhl es gewagt, schon 1929, lange vor Abschluß des offiziellen Kriegswerkes, eine Gesamtgeschichte des Weltkrieges in zwei sehr umfänglichen Bänden zu veröffentlichen: das Produkt eines enormen Fleißes, breiter Belesenheit und einer überaus klaren und anschaulichen Darstellungskunst. Das Buch erstickt nicht in Nebensächlichkeiten (wie so viele Schriften der militärischen Fachleute), geht überall den inneren Zusammenhängen der kriegerischen Ereignisse nach und sucht die Entschlüsse der Führung verständlich zu machen. Das Streben nach strenger Sachlichkeit hindert den Verfasser nicht, überall das eigene Urteil deutlich auszusprechen, militärisch ebenso wie politisch. Was hier knapp zusammengefaßt wurde, hat Kuhl aber auch in einer lebhaften publizistischen Tätigkeit weiter ausgebreitet: in Zeitungsaufsätzen sowie in vielen Artikeln des Militärwochenblatts und anderer Zeitschriften. Als Schriftleiter des deutschen Offizierblattes ist er bis 1938 tätig gewesen. Sein gesamtes Schrifttum war auf das große Erlebnis des Ersten Weltkriegs konzentriert. Zu dem, was an militärischem Wiederaufbau in der Weimarer Republik und dann unter Adolf Hitler geschah, hat er öffentlich nicht mehr Stellung genommen.

Das meiste dieser literarischen Arbeiten war zur unmittelbaren Wirkung auf den Tag bestimmt und teilt das Schicksal aller politischen Publizistik: mit dem Wandel der Zeit rasch zu verwelken. Kuhls politische Haltung wirkt gemäßigt und verständig im Vergleich mit so vielen anderen Autoren der damaligen Militärliteratur, vor allem mit Ludendorff, dem extremen Militaristen. Dennoch erscheint sie uns heute als eng gebunden an die Standestradition und an das politische Herkommen einer längst versunkenen Zeit. Aber in allem, was Kuhl tat, war er ein ganzer Mann; und in allem, was er schrieb, steckt viel solide, ehrliche Arbeit, die als solche ihren Dauerwert behält, viel Wissen und echter Geist. Aus beidem, Taten und Worten, leuchtet ein Mannestum hervor, in dem sich edelste Eigenschaften deutscher und preußischer Tradition zusammenfanden. Wir müssen wünschen und hoffen, daß es unserem Staat und Heer niemals an Männern so hoher Geistesart fehlen möchte.

REDE VON
ROMANO GUARDINI

ROMANO GUARDINI

DAS DANTEBILD DER GÖTTLICHEN KOMÖDIE

Vorbemerkung

Die Göttliche Komödie enthält Dantes Stellungnahme zum Dasein. In ihr vollzieht er seine Kritik am Leben der Zeit und richtet die Ordnungen auf, die er für gültig ansieht. Das veranlaßt zur Frage, wie er selbst in seinem Werk stehe? Nur als Typus, wie Parzival im Epos Wolframs, oder als individuelle Persönlichkeit?

Das Letztere ist der Fall. Die seelisch-personale Einheit des gewaltigen Werkes liegt darin, daß sein Inhalt nicht nur objektiv geschildert, sondern konkret erlebt vor Augen tritt. Er entfaltet sich im Fortgang einer Wanderung; der Wanderer aber ist der Dichter selbst. Indem er von Menschen und Dingen spricht, zeichnet er das Bild seiner eigenen Menschlichkeit. Meistens geschieht es ohne besondere Absicht, im unmittelbaren Spiegel des Erlebens; manchmal bewußt, gegen Verkennung und feindliches Schicksal; hin und wieder so, daß er, ohne es zu wissen, sich selbst verrät.

Dieser Vortrag möchte einige Züge in dem so entstehenden Bild zeichnen. Also nicht sagen, wie Dante wirklich war, sondern wie er sich in der Commedia gesehen hat — wobei dahingestellt sei, wieweit es die Wirklichkeit, oder aber das Ideal seiner Persönlichkeit ist, was da hervortritt.

Zunächst läge es nahe, das Bild aus jenen, mit Nikolai Hartmann zu sprechen, ungemeinen Werten aufzubauen, die für Dante maßgebend waren — etwa aus der Gesinnung des Minnedienstes, wie sie in der italienischen Stadtkultur ihre besondere Form gewann. Dann würde die Gestalt des heroischen Dichters entstehen, wie ihn die Büste von Neapel zeigt; der Großgesinnte, der erfährt, was Schicksal heißt und es in bitterem »amor fati« auf sich nimmt; von unbeugsamem Ehrgefühl bestimmt und so starken Wesens, daß er vom Exil nicht herabgezogen wird, sondern in der Heimlosigkeit sein ungeheures Werk aufbaut.

Damit würde zweifellos die Grundlage von Dantes Selbstbewußtsein getroffen. Er hat gewußt, daß seine Existenz unter dem Gesetz jener Werte stand, die für die Vielen unerreichbar bleiben. Diese Elemente seines Bildes sollen aber als bekannt vorausgesetzt sein. Worum es hier gehen soll, sind einige andere, die nicht ohne weiteres zu Tage liegen, aber für das Verständnis von Dantes Persönlichkeit wichtig scheinen.

Historische Artung und persönliches Schicksal

I

Seiner menschlich-geschichtlichen Struktur nach ist Dante bereits ein Mensch der Renaissance. Das zeigt sich allein schon durch die Bedeutung, die das Ich in seiner Dichtung hat. Es

bildet nicht nur das unentbehrliche Subjekt des Berichts, sondern er selbst, Dante Alighieri, ist es, der sieht und hört und erlebt.
Was ihm begegnet, geht ihn an. Der Leser soll nicht nur hören, was Wunderbares sich auf der geheimnisvollen Fahrt zugetragen hat, sondern ernst nehmen, was Dante darüber denkt. Zu Beginn des zweiten Gesanges heißt es:
»Der Tag nahm Abschied, und die dunkle Luft entließ, was lebt auf Erden, aus seinem Mühn. Doch ich, einzig allein, rüstete mich, den Kampf des Weges und des Mitleids zu bestehn« (I 2, 1—5).[1]
Hier wird ein Ton deutlich, der durch das ganze Werk geht. Das ist nicht mehr Mittelalter.

Dieser Mann war von elementarem Bedürfnis nach politischer Wirksamkeit erfüllt. Er gehörte zur regierenden Schicht seiner Vaterstadt Florenz, trat früh ins öffentliche Leben ein, nahm Partei und wurde in die Bürgerkämpfe seiner Zeit verwickelt. Nahm Partei auch in der jahrhundertlangen Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst, ebenso wie in der zwischen dem Reich und dem König von Frankreich. Die Grundkraft seines Verhaltens aber war jene tiefe Liebe zu Florenz und zu Italien, die in seinem Werk immer wieder durchbricht. So bedeutete es für ihn mehr als nur ein einfaches Unglück, daß er, kaum fünfunddreißig Jahre alt, mit seiner Partei unterlag und verbannt wurde.
Alle Bemühungen um eine Rückkehr in Ehren scheiterten, bis er erkennen mußte, daß das Exil die ihm auferlegte Existenzform war. Das bedeutete einmal persönliche Demütigungen, wie es in den Worten zum Ausdruck kommt, die

[1] Übersetzung vom Verfasser.

sein Ahne Cacciaguida im »Paradiso« prophetisch an ihn richtet:

»Du wirst erfahrn, wie sehr nach Salz das Brot der Andern schmeckt, und welch ein harter Weg es ist, hinunter und hinauf der Andern Treppen gehn« (III 17, 58—60).

Darüber hinaus war ihm aber mit dem Exil auch die Basis zu konkreter politischer Initiative genommen. So mußte sie sich vom unmittelbar Praktischen weg ins Ideelle verlagern und zu einem Maßbild des Politisch-Gültigen werden.

II

Dazu kam etwas anderes: Als Dante ins reife Alter trat, begann die geschichtliche Gestalt des Mittelalters zu sinken. Die großen Ordnungen, die es beherrscht hatten, Imperium und Sacerdotium, verloren ihre unmittelbar-reale Wirksamkeit. Die eigentlich bestimmenden Mächte kamen nun anderswoher, nämlich aus den Städten. Die bis dahin regierende Schicht des ritterlichen Adels verlor ihre Bedeutung; das Bürgertum drang vor. Eine neue Wirtschaftsgesinnung entstand: der frühe Kapitalismus. Eine mächtige kulturelle Entfaltung löste die strengen ständisch-ethischen Normen auf und entband ein schrankenloses Streben nach Erwerb und Genuß.

Und nun geschieht etwas Eigentümliches: Im Maß Dante auf unmittelbare politische Tätigkeit verzichten muß, vollzieht er eine Regression. Er wäre fähig gewesen, in der Gegenwart und auf die Zukunft hin zu leben und zu wirken — nun lebt er sich in die Vergangenheit zurück und identifiziert sich mit ihr. So beginnt er die untergehende Epoche mit einer Glut zu lieben, die er der werdenden hätte zuwenden können.

Das einst Gewesene wird für ihn zum Richtigen, ja zum ewig Gültigen. Das Unrecht, das ihm persönlich von der Gegenwart geschieht, nimmt er mit jenem zusammen, das die Geschichte dadurch am früher Gültigen verübt hat, daß sie weiter gegangen ist. Eine Haltung entsteht, die einfachhin reaktionär wäre, wenn ihr Träger die Macht hätte, sie in der Wirklichkeit durchzusetzen. Man braucht nur das Lob zu lesen, das Cacciaguida dem alten Florenz spricht und die unbarmherzige Kritik, die er am gegenwärtigen übt, um zu sehen, was geschehen könnte. Solche Macht hat Dante aber nicht, und er ist der große Künstler, der er eben ist; so zeichnet seine Dichtung das Bild des sinkenden Zeitalters mit einer Reinheit und Glut, wie es keinem ursprünglich mittelalterlichen Menschen gelungen ist. Das Bild eines zeitlosen Mittelalters entsteht — ähnlich wie Platon das Bild der alten Polis entwirft, nachdem der peloponnesische Krieg ihre Wirklichkeit zerstört und ihm die Basis konkreten politischen Wirkens genommen hat.

Freilich kommt dadurch in Dantes Aussagen eine beständig fühlbare Überwertigkeit. Was einst war, strahlt in Glorie; was Werden von Neuem ist, wird zu Frevel und Verrat. Nicht nur das: Dantes Urteil — und er urteilt ja beständig; sein Sehen und Berichten ist ein einziges Stellungnehmen — bekommt nicht selten eine Selbstsicherheit und Härte, die in Widerspruch zur Christlichkeit seiner Dichtung tritt.

Wenn sich aber das eigene Schicksal mit dem der alten, für ihn gültigen Zeit gleichgesetzt, dann wird auch jedes Unrecht, das Dante geschieht, zu einem Unrecht einfachhin, und in sein Urteil über die eigenen Feinde kommt eine Leidenschaft, die manchmal an alttestamentliche Gefühlsweisen

erinnert — etwa an gewisse Psalmen, deren Verfasser das ihnen Angetane so empfinden, als sei es Gott selbst angetan. Alles, was Dante in dieser Beziehung sagt, ist von einer tiefen Erregung getragen. So offenbart jede dieser Äußerungen sein eigenes Schicksal. Daß das geschieht, weiß er selbst nicht. Er glaubt, ethisch Allgemein-Gültiges zu sagen; in Wahrheit redet aus seinen Worten der nie erlöschende persönliche Schmerz.

Selbstbewußtsein und Kindlichkeit

I

Dantes Wesen trägt den Charakter ausgeprägtester Männlichkeit. Er ist ein Ordner und Richter, Kämpfer und Mahner. Wie sicher er seiner selbst ist, offenbart sich in dem Augenblick, da er die Reiche der Verlorenheit und Läuterung durchschritten hat und Vergil ihn zur vollen Herrschaft über sich selbst freispricht:
»Warte fortan nicht auf mein Wort mehr, noch auf meinen Wink. Frei, grad und heil ist nun Dein Wille, und Unrecht wärs, nach seinem Sinne nicht zu tun.
So setz' ich Dich zum Kaiser und zum Papst über Dich selbst« (II 27, 139—42).

Die Commedia ist weder Epos noch Gefühlsdichtung, vielmehr Architektur der Welt und Gesetzgebung für das rechte Dasein. Die große Stelle I 1, 103ff entfaltet den Begriff der Ordnung in ihrem universellen Sinn:
». . . Die Dinge alle haben Ordnung zu einander, und dieses ist die Form, welche die Welt Gott ähnlich macht.«
Das Phänomen gewinnt für Dante in den beiden Grundformen geordneten Daseins, dem Kaisertum und der Kirche, seine

geschichtlich-politische Bedeutung, um sich von ihnen aus in den Verhältnissen des sozialen und kulturellen Lebens auszuwirken.
So wendet Dante sich mit zorniger Leidenschaft gegen die Vermengung der Ordnungen; gegen das Unheil, das die Gunst Konstantins in der Kirche angerichtet hat; gegen die Ansprüche des Papsttums auf die höchste, auch weltliche Macht. Das große Geschehen im 22. Gesang des Paradiso stellt, in der Form einer Mysterienhandlung, die rechte Ordnung dar. So hat die Göttliche Komödie in all ihrer dichterischen Schönheit den Charakter einer Gesetzgebung und eines Gerichts, und ihr Schöpfer weiß sich als deren Vollstrecker.

Dante ist — davon war bereits die Rede — von mächtigstem Selbstgefühl getragen. Seinem Gang durch die Reiche des Jenseits gibt er geschichtsentscheidende Bedeutung. Zum Richter der Unterwelt, der Einspruch erhebt, sagt Vergil:
»Behindre nicht, lo suo fatal andare', sein vorbestimmtes Gehn. So will man's dort, wo man vermag, was je man will« (I 5, 22—24).
Wie den Wanderern jene antiken Dichter entgegentreten, die das Mittelalter für die größten ansah, grüßen diese zuerst Vergil, darauf seinen Schützling. Dann aber heißt es:
»Viel mehr der Ehre noch gaben sie mir; denn also nahmen sie in ihre Schar mich auf, daß ich der sechste war in solcher Geistesmacht.
So gingen wir . . . und sprachen Dinge, über die zu schweigen ziemt« (I 4, 100—104).
Als Dante das schrieb, war er im Bewußtsein seiner Zeit durchaus noch nicht jener, der er nachher geworden ist. Wenn

er sich hier zu den ganz Großen rechnet, tut er das Gleiche, was heute ein junger Dichter tun würde, wenn er sich einem Goethe oder Shakespeare für ebenbürtig erklärte.
In ihm ist ein großer Stolz. Keine Hybris, sondern unbeirrbare Selbstunterscheidung gegen alles Minderwertige. Sie wird vor allem durch ein Wort charakterisiert, das keine deutsche Entsprechung hat: den »sdegno«. Es meint zunächst die Verachtung des Hochgesinnten für das Niedrige, dem er begegnet. Darüber hinaus aber die unduldende Abweisung für den Niedrigkeitscharakter im Dasein überhaupt; den Unwillen, in einer Welt existieren zu müssen, die ist, wie sie ist. Wie Dante bei der Fahrt über den Styx seine Verachtung der Gemeinheit bekundet, heißt es:
»Da umfing der Meister mir den Hals mit seinen Armen, küßte mein Angesicht und sprach: ‚alma sdegnosa', Du stolze Seele! Segen über die, die Dich gebar« (I 8, 41 ff).
Die Haltung gehört für Dante zur »magnanimità«, dem Höchsten, was von der antiken Tradition her über einen Menschen gesagt werden kann. Das wird etwa aus der Bewunderung deutlich, die er für Farinata delli Uberti hat. In diesem sieht er seinen Feind und hält ihn der Verdammnis für würdig, trotzdem nennt er ihn »quel magnanimo«; und die Weise, wie er sein Verhalten schildert, ist geradezu eine Definition des »sdegno« (I 10, 22 ff).

II

Noch manches wäre anzuführen, aus dem das gewaltige Bewußtsein Dantes von der eigenen Bedeutung hervorgeht. Das Gesagte reicht aber hin, um den Gegensatz fühlbar zu machen, in welchem dazu eine Haltung steht, die in seiner

Dichtung als wesentlich auftaucht, nämlich die »umiltà«, die Demut. Max Scheler hat in seiner schönen Studie über »Die Rehabilitierung der Tugend«[1] gezeigt, wie ihr Bild in der Neuzeit zerfallen, und sie als Lebensschwäche und Knechtsgesinnung verstanden worden ist. Wenn man Dante fragte, was Demut sei, würde er sagen, sie sei die Haltung des vornehmen Menschen, wenn sich ihm die Hoheit in Huld, und die Schönheit in Liebe zuwendet.

Was die zweite Erfahrung angeht, so drückt die »Vita Nuova« sie immer neu aus, besonders schön im Sonett von Kap. 21. Das gleiche Gefühl kehrt in der »Commedia« wieder, wenn Dante im irdischen Paradies Beatrice begegnet; nur daß es sich hier mit dem Bewußtsein der Schuld verbindet. Der ersten Erfahrung begegnen wir in der Commedia; so schon gleich zu Beginn, im Wald der Verlorenheit, wie Vergil sich dem Verzweifelten zu erkennen gibt. Da antwortet dieser:

»‚So bist Du der Vergil, und jene Quelle, die also reichen Strom der Rede spendet?' — erwiderte ich ihm mit schambedeckter Stirn« (I 79 ff).

Diese Demut ist in keiner Hinsicht Schwäche, vielmehr ein Sich-Neigen der Kraft, des persönlichen und werklichen Adels, sobald sie vor das Hohe gelangen. So ist es der Zusammenhang von Größe, Gnade und Demut, was Dante meint, wenn er von der »umiltà« spricht. Sie beginnt mit dem Beugen des Hochmuts; sofort aber wird deutlich, daß sie den lebendigen Gegenpol eines mächtig empfundenen Selbstgefühls bildet: die Haltung eines Daseins, dessen Größe und Fülle als Gabe der Huld erfahren wird.

[1] Vom Umsturz der Werte, Ges. Werke III 1955 S. 17 ff.

III

So weit würde es sich um eine konstruktive Antithese im Phänomen der echten Größe handeln. Darüber hinaus zeigt sich aber, daß in dieser von so mächtigem Selbstgefühl und Werkbewußtsein erfüllten Persönlichkeit eine tiefe Sehnsucht nach Geborgenheit lebt. Das kommt immer neu zum Ausdruck, und zwar an den lebendigsten Stellen der Commedia, nämlich in Dantes Verhältnis zu Vergil und zu Beatrice.

Achtet man genauer auf die Art, wie der Wanderer sich Vergil gegenüber verhält, so gewinnt man den Eindruck, er habe bei diesem jene Lebenssphäre gefunden, in welcher er zur eigenen Reife heranwachsen konnte. Charakteristisch sind schon die Namen, mit denen Dante ihn nennt: Autorität, Meister, Führer, Weiser, hoher Lehrer, Vater und süßester Vater. Noch mehr die Weisen, wie er sich ihm gegenüber benimmt: ihm vertrauend folgt, von ihm belehrt und getadelt wird, in der Gefahr sich zu ihm flüchtet, sich wegwagt und wieder zurückkommt. Besonders ausdrucksvoll endlich das, was Vergil selbst tut: auf dem ganzen Gang der Wanderung den Geführten unterweist, mahnt, ihm seiner Unzulänglichkeiten wegen zürnt, ihn ermutigt, schützt, tröstet, umarmt, ja ihn auf seine Arme nimmt und trägt.

Hier ist wieder das persönliche Schicksal des Dichters in die Haltung des Wanderers eingegangen. Dantes Mutter ist früh, spätestens wohl in seinem fünften Lebensjahr gestorben; so hat er zu ihr eine bewußte Beziehung noch nicht finden können. In seinem Werk nennt er sie jedenfalls nie. Er gehört also zu jenen Großen des Geistes, die ohne die mütterliche Atmosphäre aufwachsen mußten — im Unterschied zu jenen anderen, die, wie ein Augustinus oder Goethe, deren

Fülle in sich aufnehmen konnten. Auch die größere Mutter, die Heimat, ist ihm verloren gegangen. Er hat Florenz aufs tiefste geliebt, das wird an vielen Stellen deutlich; so wenn er es II 6, 127 anredet: »Fiorenza mia«. Ebenso wie der Zorn, mit dem er sich immer wieder gegen die Stadt wendet, nichts anderes ist, als der Groll des Liebenden gegen eine Mutter, die ihn verstoßen hat. Die noch einmal größere Heimat aber, Italien, ist in ihrem gegenwärtigen Zustand für ihn der Gegenstand eines Schmerzes, der nur aus tiefster Liebe erwachsen kann.
Zu seinem Vater hat Dante offenbar nie ein Verhältnis gewonnen, denn auch ihn nennt er niemals — ganz abgesehen davon, daß er ihn wahrscheinlich verloren hat, als er elf Jahre zählte, zu einer Zeit also, in welcher der Heranwachsende des Vaters am meisten bedarf.

Den Voraufgehenden in der Lebensreihe hat Dante in seinem Ur-Urgroßvater, Cacciaguida gesehen. Große Gespräche mit ihm zeigen das in stolzer und leidenschaftlicher Weise (III 15—17); ja es besteht Anlaß, von einer Überwertigkeit des Affekts zu sprechen, mit denen der Alte den Urenkel »Sohn« und »Stolz seines Geschlechtes« nennt, ebenso wie das »padre mio« Dantes, das den wirklichen Vater überspringt, etwas von Einsamkeit fühlen läßt (III 17, 106).
Im übrigen war es Vergil, der ihm Vater gewesen ist. Zuerst in dem, was Dantes Lebensinhalt gebildet hat, nämlich in seinem Werk als Dichter. Bei der ersten Begegnung sagt er: »Du bist mein Lehrer und mein Meister. Du bists allein, von dem ich jenen schönen Stil gelernt, der mich zu Ehren brachte« (I 1, 85—87).
Er zeigt ihm den Weg zu Gott und zu sich selbst: so hätte ihn Dante auch als einen strengen, durch nichts Persönliches

berührten Führer zeichnen können. Statt dessen dringt in Vergils Haltung immer wieder lebendige Sorge, Zuneigung, ja Zärtlichkeit durch. Für viele andere sei auf jene Szenen hingewiesen, wo er Dante im Augenblick der Gefahr auf seine Arme nimmt und trägt (z. B. I 17, 96ff; 19, 43ff).

Manchmal wird in der Haltung Vergils sogar ein mütterliches Element fühlbar. Wie die überlisteten Dämonen den Wanderern nachsetzen, heißt es geradezu:

»Mein Führer nahm mich plötzlich auf, so wie die Mutter tut, die durch den Lärm geweckt wird und in ihrer Nähe die Flammen brennen sieht:

Sie nimmt den Sohn, und flieht, und bleibt nicht stehn, da sie sich mehr um ihn als um sich selber sorgt, wenn sie auch nur mit einem Hemd bekleidet ist,

... So trug er mich dahin an seiner Brust, als wie den Sohn, nicht den Gefährten« (I 23, 37—51).

Das Gefühl Dantes, in Vergil den Vater, ja, als dessen Verinnigung, die Mutter, zu haben, treibt das Bild noch weiter. Wie er vor dem Feuerwall zurückscheut, den er durchschreiten muß, fällt er ganz in die Haltung des verängstigt trotzenden Kindes. Vergil — »lo dolce padre mio« — redet ihm zu und

»lächelt, so wie man tut, wenn man das [widerspenst'ge] Kind durch einen [dargebotnen] Apfel lockt« (II 27, 44f).

Wie aber nachher Beatrice erscheint, und über Dante die Gewalt der einstigen Liebesbegegnung hereinstürzt, wendet er sich

»mit dem Vertraun, mit dem ‚il fantolin', der kleine Knabe zu der Mutter läuft, wenn er sich fürchtet, oder wenn er traurig ist«

zu Vergil, um ihm zu sagen, was er fühlt. Und dann folgen die von Liebe und Dankbarkeit überströmenden Verse, in denen

er berichtet, daß der treue Führer, nachdem er das Seine getan, still weggegangen ist:
»Vergil hatt' uns sein' selbst beraubt zurückgelassen; Vergil, ‚dolcissimo patre', mildester Vater; Vergil, dem ich um meines Heiles willen mich anvertraut« (II 30, 43—51),
und er bricht in Tränen aus.

Im Verhältnis zu Vergil vollzieht sich für Dante das, was im Leben des Mannes von so wesentlicher Bedeutung ist: einen Vater zu haben, den er bewundert und ehrt, über den er aber hinausschreitet. Und das nicht nur so, daß er jünger ist und länger lebt, sondern dadurch, daß er mehr ist und Größeres vollbringt.
Seine Ehrfurcht vor dem Meister ist unbegrenzt; dennoch tritt er schon in der Begegnung mit den Großen der Vorzeit ebenbürtig neben ihn — davon war bereits die Rede. Vor der Höllenstadt ist Dante Zeuge von Vergils Versagen, da dieser die Dämonen nicht zu zwingen vermag, das Tor zu öffnen (I 8, 115—120). Er verliert es nicht aus dem Gedächtnis; ja er erinnert den Meister später in einer Weise daran, die nur als Ironie, das heißt aber als stilles Überlegenheitsbewußtsein verstanden werden kann.
»Meister, Du, der alle Dinge überwindet, nur nicht die harten Teufel, welche uns entgegentraten, als wir das Tor [zur Höllenstadt] durchschreiten wollten...« (I 14, 43—45).
Wie der überirdische Bereich beginnt, verläßt er die Hut des Führers und geht dem Größeren, das jenem versagt bleibt, allein entgegen. Vergil aber weiß und bejaht es — ein Zeugnis dafür, wie vollkommen er die Einschätzung verdient, die Dante mit dem Wort »magnanimo«, großgesinnt, ausdrückt (vgl. I 2, 44). Er sagt:

»Das zeitliche und ewge Feuer, Sohn, hast Du gesehn; und bist dorthin gelangt, wo ich für meinen Teil nicht weiter unterscheiden kann.«
Und dann folgt die große Freisprechung, von welcher bereits die Rede war (II 27, 126—142).
Es ist eine sublime und zugleich tief menschliche Art, höchstes Selbstbewußtsein auszudrücken, wenn der Sohn alle Größe auf den Vater häuft und dann, ohne diesen zu demütigen, über ihn hinausschreitet.

IV

Einer genaueren Erörterung bedürfte es, um die Beziehung zu analysieren, in welcher der Dante der Göttlichen Komödie zu Beatrice steht, doch müssen einige Hinweise genügen.
Die Commedia ist nicht zu verstehen, wenn man nicht sieht, was Beatrice in ihr bedeutet. Zuerst und vor allem ist sie der lebendige Mensch; die Frau, der er als Mädchen von acht Jahren in seinem neunten Lebensjahr begegnet, wie das die Vita Nuova im zweiten Kapitel erzählt. Die Liebe, die da erwacht, bestimmt sein ganzes Leben. Die Schilderung des Erlebnisses bezeugt sich über alle Tradition des Minnedienstes und alle nur dichterische Kunst hinaus als ursprünglich, und findet ihre Bestätigung dort, wo von der Begegnung des Wanderers mit der Verewigten im irdischen Paradies berichtet wird (II 30, 31—48). Das Erlebnis wird da aus dem Jugendlichen ins Reife, aus dem Zeitlichen ins Absolute übersetzt, seine Substanz aber ist die gleiche. Daß nach Beatrices Tod ihr Bild in Dantes Gefühl verblaßt ist, bildet die große Schuld, die er ihr gegenüber empfindet.
Darüber hinaus ist Beatrice der Inbegriff alles dessen, was die

Minne-Dichtung der geliebten Frau zuschreibt. Während man aber vor der Dichtung der Troubadours nur selten das Gefühl los wird, es handle sich um etwas Konventionell-Ästhetisches, ist es für Dante tiefster Ernst. In der Gestalt Beatrices sammeln sich ihm jene Werte und Forderungen, die in seiner sittlichen Welt Gültigkeit haben, und das ist es, was jenem Absinken des Gefühls seine geistig-personale Bedeutung gibt.

Endlich aber ist Beatrice die Verkörperung des Himmlischen, sofern es den Menschen erfaßt und ins Ewige führt. Sie wirkt, was Vergil nicht hat leisten können; ja noch dessen eigene Leistung ist im Grunde die ihrige, denn sie ist es, die ihn in der Tiefe der Unterwelt aufsucht und bittet, er möge »ihren, nicht des Glückes, Freund« aus der Verlorenheit retten (I 2, 61).

So kommt immer wieder der Augenblick, da sie ihn von einer Stufe zur anderen hinaufhebt; und zwar durch den »atto di Beatrice«, die Macht ihres Wesens, die in ihrer immerfort wachsenden Schönheit anschaubar wird — ebenso wie sie es ist, die ihm von Mal zu Mal den Sinn dessen erschließt, was ihnen begegnet.

In diesen Szenen nun dringt immer wieder ein Element durch, das den modernen Leser seltsam berührt: das ist die Weise, wie ihre Überlegenheit deutlich wird. Durch die Tatsache, daß sie versteht, was Dante unverständlich ist; Zusammenhänge sieht, die ihn verwirren; ihm immer wieder seine Unwissenheit und irdische Befangenheit vorhalten muß, bekommt diese Überlegenheit nämlich fast etwas Peinliches, so daß die Respektlosigkeit eines Kritikers von ihrem Gouvernantentum reden konnte. Der Ton wird nur verständlich,

wenn man sieht, daß Dante selbst ihn will. Er will der sein, der alles von ihr erwartet, das heißt, er will in der grenzenlos Geliebten zugleich die Meisterin und Mutter sehen.

V

Eine ähnliche Spannung wie die soeben gekennzeichnete, zeigt sich in der Qualität von Dantes Gefühlsleben.
Es ist ungeheuer intensiv. Zu Beginn seiner Wanderung gelangt er an den Grenzfluß der Unterwelt, den Acheron, und sieht, wie sich an dessen Ufer, aus der Zeitlichkeit herüberkommend, immerfort ein Mensch um den anderen ansammelt und auf den Nachen des Charon wartet, daß er ihn hinübersetze. Dann heißt es:
»Da ... erbebte das dunkle Land so stark, daß von dem Schrecken der Geist mich noch mit Schweiß benetzt.
Die tränenvolle Erd' stieß einen Wind hervor, aus dem ein rotes Licht wie Wetterleuchten brach und in mir jeden Sinn bezwang;
und nieder stürzt' ich, wie der Mann, den Schlaf bewältigt« (I 3, 130—136).
Diese Heftigkeit des Fühlens gehört zum Bild Dantes. Der Stoß der Leidenschaft geht bei ihm auf den Grund, erschüttert Seele und Leib bis zur Gefährdung. In der Vita Nuova sagt er von Beatrice:
»Wenn diese edelste Heilbringerin grüßte, war die Liebe keine Schutzwehr, die, überschattend, die unerträgliche Seligkeit von mir hätte abhalten können. Vielmehr wurde sie durch das Übermaß der Süße so gewaltig, daß mein Leib, der damals ganz unter ihrer Herrschaft stand, oft wie ein leblos schweres Ding sich hinbewegte« (11, 3).

Der Satz enthält keine lyrische Übertreibung; auch keine konventionelle Aussage, die aus dem Stil des Minnesangs käme, sondern er drückt ein Grundelement in Dantes Persönlichkeit aus. Während aber bei anderer Veranlagung der Affekt gerade wegen seiner Heftigkeit auch wieder rasch verfliegt, dauert der seine unverändert fort. Bei Dante bekommt jede Erfahrung etwas Unwiderrufliches. Hat sie sich ereignet, dann ist sie dem Belieben des Erfahrenden selbst entrückt, und das Schicksal ist da. Das bedeutet keine bloße Verletzlichkeit des Gemütes, die über ein Erlebnis nicht hinwegkäme, sondern eine Weise des Fühlens, in der sich, wenn man so sagen kann, Feuer und Granit verbindet. Man erinnert sich an jene Dichtungen, die beim ersten Kennenlernen durch die wilde Kraft, und, zugleich, die gewaltige Monotonie ihres Gefühls so seltsam anmuten, nämlich an die Canzonen für die »Donna Pietra«, die Steinfrau[1].

Der Leidenschaftszustand der Vita Nuova kehrt denn auch, ins Große gesteigert, aber mit der gleichen seelischen Qualität, im Purgatorio wieder, wie Dante Beatrice gegenübersteht:

»‚E lo spirito mio' mein Lebensgeist, der schon so lange Zeit nicht mehr in ihrer Gegenwart, erzitternd, von Übermacht zerschlagen worden,

empfand, noch eh er durch die Augen Kenntnis hatte, durch geheime Kraft, die von ihr ausging, der alten Liebe große Macht« (II 30, 34—39).

Die Verse nehmen ausdrücklich das Erlebnis der Kindheit wieder auf, denn es heißt weiter, daß

»mir in die Augen schlug die hohe Macht, die einstens mich durchbohrt', bevor ich noch dem Knabenalter war entwachsen« (II 30, 40—42).

[1] Le opere di Dante, Firenze MCMXXI, libro sesto, p. 105ff.

Die Leidenschaft hat hier die Jugendlichkeit verloren, dafür aber die Mächtigkeit des Mannesalters und die schicksalhafte Bindung der Person gewonnen.
Eine ähnliche Intensität kehrt im Lauf der Wanderung immer wieder; besonders in jenem Affekt, der in Dantes Leben neben der Liebe zu Beatrice der stärkste ist, nämlich dem politischen; sagen wir genauer, der Liebe zur Heimat, der engeren, Florenz, wie der weiteren, Italien. Die Sorge für sie, der Zorn gegen jene, die sie gefährden, die Anteilnahme an Leben und Schicksal derer, die er als Freunde empfindet, die Empörung über Mißstand und Unrecht durchflammt zusammen mit der großen Liebe zu Beatrice seine ganze Existenz.

Diese Leidenschaft entläßt zuweilen ein Element, das den Leser befremden kann, nämlich eine Härte nicht nur, sondern eine Grausamkeit in der Schilderung der Qualen, die von den Verdammten erduldet werden. Zu erinnern etwa an die Weise, wie die Buße der Zwietrachtstifter geschildert wird, die immerfort im Kreise dorthin wandern müssen, wo Dämonen sie mit Schwertern zerhauen, dann wieder gesund werden, um abermals zur furchtbaren Stelle zu gehen, und so immer weiter, endlos. Da wird Dante so gepackt, daß der verräterische Ausdruck fällt:
»Das viele Volk und die vielfachen Wunden hatten ‚le luci mie si inebriate', die Augen derart trunken mir gemacht«,
daß Vergil mahnt:
»Was starrst Du so . . . Du hast doch in den anderen Schluchten nicht also getan!« (I 29, 1 f).
Noch böser ist die Schilderung der Strafe, welche die Empörer gegen das Göttliche trifft. Der Text ist von einer unübersetzbaren Dichte:

»Sovra tutto 'l sabbion, d'un cader lento
piovean di foco dilatate falde
come di neve in alpe sanza vento.«:

»Hernieder auf den ganzen Sand, langsamen Falls, regneten breite Lappen Feuers,
wie in den Alpen Schnee, wenn still der Wind« (I 14, 28 ff).
Das Feuer fällt langsam, mit unerbittlicher Stetigkeit. Liegt darin schon eine furchtbare Intensität, so wächst sie noch durch den Vergleich, der diese Glut mit dem kühlen Schnee in der Windstille der Alpenhöhe zusammennimmt.
Das Gegenspiel ist die ebenso böse Schilderung der Strafe, welche die Prasser trifft, die der materiellsten Form der Sinnensünde schuldig geworden sind. Sie liegen nackt im kalten Schlamm, während beständig ein Regen von Wasser und Schnee auf sie niedergeht — und, nochmalige Steigerung, der ganze Raum vom beständigen Brüllen des Höllenhundes durchdröhnt wird, der über die Liegenden herstürzt und sie zerreißt. In beiden Schilderungen kommt eine Grausamkeit zum Ausdruck, die man zunächst in Dantes Wesen nicht erwartet.

Auf der anderen Seite aber ist diese leidenschaftliche Natur von großer Zartheit. Im Zusammenhang mit der sechshundertsten Wiederkehr von Dantes Todestag im Jahre 1921 ist sein Sarg in Ravenna geöffnet und eine anthropologische Untersuchung der Gebeine durchgeführt worden.[1] Das Ergebnis strafte die Legende Lügen und zeigte, daß von der düster großartigen Erscheinung, die sie ihm zuspricht, keine Rede sein kann. Dante war von kleiner Gestalt, zartem

[1] Dantis Ossa, Padua 1921.

Körperbau und ein wenig geneigter Haltung. Die von ihm umgehenden Bilder sind also in dem Maße falsch, als sie ins Gewalttätig-Heroische gehen; vor allem die das allgemeinere Bewußtsein bestimmende Büste von Neapel. Der Wahrheit des Schädels kommt das jünglinghaft zarte Bild von Dantes Freund Giotto am nächsten.

So bedeutet die Intensität von Dantes Gefühl auch die Fähigkeit zum Mitleid, das Wort im genauen Sinne als Fähigkeit verstanden, fremdes Schicksal mitzuvollziehen. Auf ihr beruht der ethisch-religiöse Charakter der Commedia, denn Dante geht seinen Weg durch die drei Reiche des Jenseits nicht als objektiver Erforscher, sondern als existentiell Beteiligter.

Der Akt, der alles trägt, ist das Schauen. Man könnte den Vorgang in der Dichtung geradezu von Dantes Auge her beschreiben: wie dieses Auge auffaßt, wie es sich wandelt, und was dem Sehenden dabei geschieht. Sein Blicken ist nicht Beobachtung oder Untersuchung, sondern Kontemplation. In dieser steht der ganze Mensch. Was er sieht, ergreift ihn bis ins Innerste. Die Gestalten, die er antrifft; die Werte, die in ihnen realisiert oder verneint werden; die ewigen Schicksale, die daraus entstehen, und die Weise, wie in ihnen der Sinn des betreffenden Daseins sich erfüllt, sind konkrete Wirklichkeit; Dante lebt sie aber so mit, daß er in ihnen sich selbst erlebt. In ihrem Bösen objektiviert sich seine eigene Schuld; in ihrer Buße wird ihm deutlich, was er tun muß, um vom Bösen frei zu kommen, und in der Glorie offenbaren sich die eigenen ewigen Möglichkeiten.

Was von der Mächtigkeit des Fühlens gesagt worden ist, das bis zur Grausamkeit gehen kann, bekommt hier seinen tiefsten Sinn.

VI

So wäre noch manches zu sagen. Doch kann ich nur noch auf eine Kleinigkeit aufmerksam machen, die eine Untiefe in der reichen Welt der Dantischen Persönlichkeit anzuzeigen scheint, und zwar auf gewisse Deminutiva, die in der Commedia an Stellen auftauchen, in die sie gar nicht gehören, so daß der empfindlichere Leser stutzt — um so mehr, als Dante selbst sich der offenbarenden Macht dieser Seltsamkeiten gar nicht bewußt ist.

Manchmal sind sie durchaus plausibel; so zum Beispiel, wenn von der Lerche gesprochen wird, und sie »allodetta«, »Lerchlein« genannt wird (III 20, 73); oder die Rühmung des Kaisers Trajan erzählt, daß er der »vedovella«, der »kleinen Witwe« zu ihrem Recht verholfen hat (III 20, 45). Bild für die mangelhafte Bildung mancher Leser ist »la piccioletta barca«, das »kleine« nicht nur, sondern »klein-kleine« Schiff (III 2, 1). Bedenklicher ist schon, wenn die höllische Feuerflocke, die mit so grausamer Kraft vor die Augen gebracht worden ist, auf einmal »fiammella«, Flämmlein heißt (I 17, 33). Und mehr derart.

Das alles könnte noch harmlos sein; doch gibt es anderes. So wird der Engel, der die Dämonen zwingt, das Tor zur Höllenstadt zu öffnen, als ein gewaltiges Wesen geschildert, wie er über die dunklen Wogen des Styx herkommt, dem Raubvogel gleich, der über den Sumpf fährt, so daß links und rechts von ihm die Frösche zur Seite stieben. Er gelangt vor die Stadt, blickt niemanden an, auch nicht die Wanderer, denen er zu Hilfe kommt, spricht kein Wort und schlägt an das Tor. Der Schlag, in dem sich die Allmacht des Weltenherrn ausdrückt, wird, so sollte man denken, mit einem mächtigen Stabe

geführt. Statt dessen ist es eine »verghetta«, ein Stöcklein. Ist das nicht seltsam?

Die beiden Wanderer kommen am See siedenden Blutes vorüber, worin die Gewalttätigen büßen. Er wird von den Kentauren umkreist, die mit ihren Pfeilen jeden durchbohren, der sich aus der furchtbaren Flut heraushebt — da wenden diese ihren dunklen Zorn gegen die Fremden. Sie kommen herangedröhnt, Wesen, die von der Furchtbarkeit des Mythos umgeben sind, mit ihren mächtigen Bogen und, so sollte man meinen, schweren Pfeilen. Statt letzterer aber erscheinen »asticciuole«, »Zweiglein«. Wieder stutzt man und fragt sich, was diese aus allem Glaubhaften herausfallende Verkleinerung bedeute?

Wir können uns auf keine Analyse einlassen, die wahrscheinlich sehr weit führen würde. Es sollte nur darauf hingewiesen sein, wie aus dem Blick und Gefühl des Mannes, der die riesigen Bilder der Commedia geschaffen hat, auch diese Seltsamkeit hervorgeht.

VERZEICHNIS
DER MITGLIEDER DES ORDENS POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

Stand: 30. 9. 1959

Gerhard Domagk in Wuppertal-Elberfeld	Mediziner

ab 1959: Erster Vizekanzler

Karl von Frisch in München	Zoologe
Otto Hahn in Göttingen	Physiker
Erich Haenisch in Stuttgart	Sinologe
Max Hartmann in Tübingen	Biologe

1955—1959: Kanzler des Ordens

Paul Hindemith in Zürich	Musikwissenschaftler
Erich Kaufmann in Heidelberg	Rechtsgelehrter

ab 1959: Kanzler des Ordens

Max von Laue in Berlin	Physiker
Theodor Litt in Bonn	Philosoph
Gerhard Marcks in Köln	Bildhauer
Otto Renner in München	Botaniker
Paul Schmitthenner in Kilchberg	Architekt

ab 1959: Zweiter Vizekanzler

Rudolf Alexander Schröder in Sonnleithen	Dichter

1955—1959: Erster Vizekanzler

Renée Sintenis in Berlin	Bildhauerin
Eduard Spranger in Tübingen	Philosoph
Otto Warburg in Berlin	Biochemiker
Werner Jaeger in Cambridge (Massachusetts), USA	Klassischer Philologe
Hermann Purrmann in Montagnola, Schweiz	Maler
Carl Orff in Diessen am Ammersee	Komponist
Karl Schmidt-Rottluff in Berlin	Maler

Werner Heisenberg in München	Physiker
Gerhard Ritter in Freiburg i. Br.	Historiker
Ludwig Mies van der Rohe in Chicago, USA	Architekt
Richard Kuhn in Heidelberg	Chemiker
Werner Bergengruen in Baden-Baden	Schriftsteller
Romano Guardini in München	Philosoph
Percy Ernst Schramm in Göttingen	Historiker
Ernst Buschor in München	Archäologe
Ernst Beutler in Frankfurt a.M.	Literaturwissenschaftler

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

Niels Bohr in Kopenhagen	Physiker
Carl J. Burckhardt in La Batie/Vaud, Schweiz	Historiker
Arthur H. Compton in St. Louis, USA	Physiker
George Gooch in Chalfont St. Peter/Bucks., England	Historiker
Hermann Hesse in Montagnola, Schweiz	Schriftsteller
Sarvepalli Radhakrishnan in New Delhi, Indien	Religionsphilosoph
Albert Schweitzer in Lambarene, Franz.-Äquatorialafrika	Philosoph, Theologe und Musikhistoriker
Henry Hallett Dale in London	Physiologe
Etienne Gilson in Paris	Philosoph
Bernhard Karlgren in Stockholm	Sinologe
Oskar Kokoschka in Villeneuve/Vaud, Schweiz	Maler

Luigi Einaudi in Dogliani (Cuneo), Italien	Finanzwissenschaftler
Max Huber in Zürich	Rechtsgelehrter
Lise Meitner in Stockholm	Physikerin
Erwin Schrödinger in Wien	Physiker
Thornton Wilder in New Haven (Connecticut), USA	Dichter
Charles Huggins in Chicago, USA	Mediziner
Georg von Hevesy in Stockholm	Chemiker und physiker
Thomas Stearns Eliot in London	Dichter
François-Louis Ganshof in Brüssel	Historiker
Pieter Geyl in Utrecht	Historiker

Nach dem 1. Januar 1958 sind verstorben:

Karl Reinhardt	9. 1. 1958
Reinhold Schneider	6. 4. 1958
Alfred Weber	2. 5. 1958
Enno Littmann	4. 5. 1958
Hermann von Kuhl	4. 11. 1958
Adolf Windaus	9. 6. 1959

INHALT

—

Öffentliche Sitzung des Ordenskapitels 1958

Heinrich Wieland. Gedenkworte von Georg von Hevesy 13
Karl Reinhardt. Gedenkworte von Werner Jaeger 23
Enno Littmann. Gedenkworte von Erich Haenisch 35
Paul Schmitthenner. Tradition und Fortschritt in der Baukunst . . 43

Öffentliche Sitzung des Ordenskapitel 1959

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Erich Kaufmann 65
Reinhold Schneider. Gedenkworte von Werner Bergengruen 73
Hermann von Kuhl. Gedenkworte von Gerhard Ritter 85
Romano Guardini. Das Dantebild der Göttlichen Komödie 101

—

Mitglieder des Ordens. Stand 30. 9. 1959 124

OFFSETNACHDRUCK: PASSAVIA DRUCKEREI AG PASSAU